Erzählte Geschichte

Christian Waluszek

Philipp der Pfeifer

dtv junior

Christian Waluszek

Philipp der Pfeifer

Inhaltsangabe

Deutschland im 13. Jahrhundert. Der 12jährige Philipp flieht mit seiner Schwester Maria aus der armseligen elterlichen Hütte. Sie schließen sich fahrenden Spielleuten an und verdienen fortan ihren Lebensunterhalt mit Flötenspiel und Gesang. Doch auch hier bestimmen Armut, Krankheit und Hunger ihr Leben. Noch viel schlimmer aber ist die Willkür der Herrschenden. Als Maria von dem teuflischen Ritter Enrico Sforza entführt wird und einen grausamen Tod erleidet, schwört Philipp ewige Rache … Das Alltagsleben im Mittelalter wird hier ungeschönt nachgezeichnet – vor dem historischen Hintergrund des Kinderkreuzzuges von 1212.

Ungekürzte Ausgabe
September 1992
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München © 1990 K. Thienemanns Verlag, Stuttgart und Wien
ISBN 3-522-14800-2
Umschlaggestaltung: Celestino Piatti
Umschlagbild: Bernhard Förth
Gesetzt aus der Aldus 10/12
Gesamtherstellung: Ebner Ulm
Printed in Germany · ISBN 3-423-70266-4

Dieses eBook ist umwelt- und leserfreundlich, da es weder chlorhaltiges Papier noch einen Abgabepreis beinhaltet! ☺

Atlantischer Ozean
Irland
Kgr. Schottland
Kgr. Wales
England
Nordsee
Kgr. Dänemark
Kgr. Schweden
Ostsee
Gr. Litauen
Russische Fürstentümer
Kgr. Polen
Kgr. Böhmen
Kgr. Ungarn
Kgr. Serbien
Kgr. Bulgarien
Lateinischer Kaiserreich
Kgr. Portugal
Kgr. Leon
Kgr. Kastilien
Kgr. Aragon
Reich der Kgr. Granada
Almohaden
Frankreich
Maine
Kgr. Arelat
Provence
Kirchenstaat
Kgr. Sizilien
Korsika
Sardinien
Balearen
Bosnien
Kreta
Mittelländisches Meer
Grenze des Römisch-Deutschen Reiches
Reichsgut und Staufischer Hausbesitz
Besitz der Ranzelnschen Krone
Besitz der Welfen
Askanier
Wettiner
englischen Krone
0
500
km

Für S.

Schattal

Wenn ich heute an die ganz frühen Tage meines Lebens zurückdenke, liegt vieles in Dunkelheit. Ich weiß weder den Tag noch den Monat meiner Geburt, aber es muß wohl das Jahr des Herrn 1195 gewesen sein, in dem mich meine Mutter geboren hat.

Das kleine Dorf, in dem unsere Familie lebte, nannte man Schattal, weil es hinter einem bewaldeten Berg in einem mehr schattigen als sonnigen Tal des fränkischen Landes lag. Außer uns gab es in Schattal noch einige andere Bauernfamilien, die genau wie wir den Wald gerodet hatten und nun vom Acker leben mußten. Ich erinnere mich kaum noch an sie, und auch Schattal gibt es nicht mehr. Der Wald war auf die Dauer stärker als die Menschen und hat die gerodeten Felder und die armseligen Bauernhütten verschlungen.

Woran ich mich allerdings noch gut erinnern kann, ist der kleine Hof meiner Eltern, auf dem wir mehr darbten als lebten. Ich sehe noch die armselige, kleine Hütte vor mir, die uns vor Wind und Regen nur dann schützte, wenn beide nicht zu lang und nicht zu heftig waren. Dann rechts die gebückte Scheune, daneben die verfallene Kochhütte und das in die Erde eingegrabene Vorratshaus, in dem nur selten Speisen zu finden waren.

Man nennt mich heute Philipp den Pfeifer, aber diesen Namen hat mir erst später jemand gegeben, den ich sehr geliebt habe. Bis dahin rief mich alle Welt immer nur Bub oder Junge, so daß ich mich an den Namen, den mir meine Eltern bei meiner Geburt gegeben hatten, nicht mehr erinnern kann.

Ich war das zweite Kind meiner Eltern und hatte eine ältere Schwester mit Namen Maria und zahlreiche jüngere Geschwister, von denen wiederum viele in ganz jungem Alter gestorben sind.

Obwohl Maria ein oder sogar zwei Jahre älter war als ich, hielt man immer mich für den Erstgeborenen. Das kam daher, weil Maria von Geburt an ein kleines und schwaches Kind war. Sie hatte auch das

linke Bein ein wenig kürzer, so daß sie beim Gehen hinkte.

Von allen meinen Geschwistern war mir Maria das liebste. Ich erinnere mich noch heute daran, wie oft und wie schwer mein Vater mich schlug, wenn ich die mir aufgetragenen Arbeiten nicht gut und nicht schnell genug erledigt hatte. Maria war es dann, die meinen wunden Rücken pflegte, mir leise Lieder vorsang und mich so lange liebevoll streichelte, bis ich meine Schmerzen vergessen hatte.

Am schlimmsten war es in der Frühlingszeit, wenn ich mit meinen Geschwistern und der Mutter den Pflug durch den schweren Boden ziehen mußte, während ihn mein Vater hinten führte. Immer wieder geschah es dabei, daß uns die Kräfte verließen und die Arbeit stockte, was meinen Vater sogleich rauh und unbarmherzig gegen uns alle werden ließ. An solchen Tagen packte mich oft die kalte Wut, und finstere Gedanken gingen mir durch den Kopf. Wäre nicht Maria mit ihren tröstenden Worten bei mir gewesen, hätte ich vielleicht eines Tages die Hand gegen meinen Vater erhoben und mich so einer schweren Sünde schuldig gemacht.

Auf unserem Hof herrschte bittere Not, obwohl unsere Eltern vom ersten Hahnenschrei bis zum Sonnenuntergang auf dem Acker arbeiteten. Wie oft saßen wir Kinder am Abend in der verrauchten Hütte, mit brennenden Augen, leise vor uns hinhustend, und starrten auf Vater und Mutter, die stumpfen Blickes durch uns schauten wie durch Geister. Nichts, auch nicht das lauteste Wehklagen meiner hungrigen Geschwister, konnte sie aus dieser Dämmerung herausreißen.

Maria war oft krank, und es schüttelten sie Fieber und Frost. Ich kümmerte mich um sie, so gut ich nur konnte, und bat sie angstvoll, in der hintersten Ecke der Hütte zu liegen, nicht zu jammern und zu wehklagen, um Vater und Mutter nicht zu erzürnen.

Wenn Maria krank war, mußten die anderen Geschwister im Wald den Reisig sammeln, das Wasser holen und die Wäsche besorgen und konnten ihre sonstigen Arbeiten nicht mehr verrichten. Vater war deshalb oft erbost und schimpfte dann: »Gott hat ihr ein kurzes Bein gegeben, damit sie nicht lang zu laufen hat!« Eines Tages war er so wütend, daß er nach Maria trat. Sie fiel zu Boden, schrie jämmerlich auf und spuckte Blut. Ich muß damals schon älter gewesen sein, denn seit diesem Tag ahnte ich Schreckliches hinter den Worten meines Vaters, und meine Sorge um Maria wuchs.

So also waren meine Zeiten als Kind, und wen wird es wundern,

wenn ich vor lauter Hunger und Sorgen um Maria kein gutes Gefühl aus diesen Tagen im Herzen behalten habe? An meine anderen Geschwister kann ich mich kaum erinnern, kaum an das Gesicht meiner Mutter und nur ungern an das meines Vaters. Eher schon an den ewigen Regen, der unseren Hof zum tiefen Morast machte, an den eisigen Wind, der im Winter in jede Ritze der Hütte kroch und unseren Atem an den Wänden gefrieren ließ, und an den Hunger, der uns so oft quälte.

Und an die Nacht, in der ich Schreckliches zu hören bekam, und in der meine ganze Geschichte begann.

Die Flucht

Es muß im Herbst des Jahres 1210 gewesen sein, denn nie zuvor und nie danach können sich die Alten an eine solche Hungersnot erinnern wie in diesem Jahr. Es hatte einen regennassen Sommer gegeben, in dem alle Früchte auf dem Acker verfault waren, und es gab in unserem Landstrich weit und breit niemanden, der nicht großen Hunger zu leiden hatte. Die Menschen aßen in ihrer Not die Rinde von den Bäumen und sogar die Ratten und das Ungeziefer, das sie sonst quälte.

Maria war schon seit Tagen krank. Zwar hatte das Fieber, das sie gequält hatte, bereits nachgelassen, aber sie konnte noch nicht arbeiten und verbrachte den ganzen Tag in der hintersten Ecke der Hütte auf ihrem Strohlager.

Dort bekam sie erst als letzte von uns allen zu essen, wenn es überhaupt etwas zu essen gab, und was das in einer solchen Hungersnot bedeutete, kann sich jedermann denken. Ich gab ihr, so oft es nur ging, etwas von meiner Speise ab, denn ich wollte nicht, daß sie mir elendig starb, aber weil es so erbärmlich wenig zu teilen gab, schadete das Ganze mir mehr, als es ihr half.

In einer der Nächte dieses schrecklichen Herbstes wachte ich plötzlich auf. Nicht weit von mir wälzte sich mein Vater und schnaufte, und obwohl es in der Hütte stockdunkel war, traute ich mich nicht, in seine Richtung zu schauen. Ich wußte, daß er nach einer Weile wieder ruhig liegen würde, und ich war es schon gewohnt, daß in solchen Nächten meine Geschwister eng an mich herankrochen und kaum zu atmen wagten.

So war es auch diesmal. Mein Vater beruhigte sich nach einer Weile, und meine Geschwister schliefen nach und nach wieder ein, auch wenn das eine oder andere immer wieder vor Hunger jammernd aufschreckte. Ich jedoch fand keinen Schlaf, es war, als ob noch etwas geschehen würde, worauf ich zu warten hatte.

Ich weiß nicht, wieviel Zeit vergangen war, als ich plötzlich die Stimme meines Vaters so nah bei mir vernahm, daß ich erschrak.

»Gott hat ihr nicht umsonst ein kurzes Bein gegeben, und wir sollten es mit ihr lassen«, sagte er.

»Wir tun ja schon nichts«, sagte Mutter leise.

»Allen Abend steckt ihr der Bub was zu. Ich könnte den Jungen prügeln, er glaubt, ich sehe das nicht! Man soll dem Herrn nicht ins Handwerk pfuschen!«

»Er hat sie lieber als alle anderen, das ist ein Fingerzeig des Herrn!«

»Des Teufels!«

Es entstand eine längere Pause, aber ich spürte, daß Vater immer wütender wurde. »Gott hat ihr ein kurzes Bein gegeben, damit sie nicht lang läuft!« zischte er.

»Aber …« Mutter sprach nicht weiter, denn Vater unterbrach sie wütend. »Sei still, Weib! Kannst du die hungrigen Mäuler stopfen? Warte, wie dir der Teufel einheizen wird, wenn du die gesunden Geschöpfe Gottes verkommen läßt! Das ist eine noch größere Sünde wider den Herrn!«

Ich hörte, wie Mutters Atem schneller ging. Sie weinte, und ich hatte fürchterliche Angst, der Teufel würde wirklich kommen und sie holen.

»Morgen werde ich den Buben durchbleuen, wenn er ihr was zusteckt, der soll mir bloß kommen! Nichts tut sie den ganzen Tag! Wem ist sie eine Hilfe? Hätte ich es nur schon eher getan … Aber du mit deinem Versprechen: Es wird schon besser mit dem Kind!«

Mutter war ganz still, ich hörte sie nicht mal mehr weinen. Auch mein Vater schwieg längere Zeit. »Soll ich zusehen, wie die Gesunden verkommen?« sprach er schließlich mehr zu sich. »Warum stellt mich der Herr vor eine solche Prüfung, ich hab ihm doch nichts getan? Er läßt uns Menschen zur Strafe auf Erden hungern, so wird er für die Schwachen und Kranken im Himmel zu sorgen wissen. Ab morgen wird das Essen besser geteilt, wenn es noch was zu teilen gibt! Und sie kommt in die Scheune. Dort soll mir keiner hingehen! Hast du's gehört, Weib?«

»Nein, in die Scheune kommt sie nicht«, sagte Mutter mit einer so festen Stimme, daß es mich schauderte. »Wenn das Fieber weg ist, bring ich sie durch den Wald über den Berg, dort werden sich vielleicht andere ihrer erbarmen!«

»Damit sie den Weg hierher zurückfindet und uns vor allen Leuten

in Schimpf und Schande bringt!« antwortete Vater erbost. Dann, nach einer Weile, hörte ich, wie er sich plötzlich aufrichtete. »Ich werde sie durch den Wald über den Berg bringen«, sagte er, »das ist sicherer. Ich werde sie weiter führen, als du es kannst. Du hast recht, weit weg von hier werden sich sicher andere ihrer erbarmen. Jetzt schlaf!«

Ich dachte, Mutter würde widersprechen, aber sie sagte nichts mehr. Hatte sie sich vielleicht durch Vaters Worte beruhigen lassen? Hatte sie aufgegeben?

Mir jedenfalls fuhr der Schrecken durch alle Glieder, und eine unermeßliche Angst packte mich. Niemand sollte mir Maria nehmen, niemand sie wegführen, niemand sie … Ich wagte nicht, den fürchterlichen Gedanken zu Ende zu denken, und doch hatte ihn mein Vater schon ausgesprochen, und ich war mir ganz sicher, daß er in Anbetracht des großen Elends tun würde, was er sich vorgenommen hatte. Viele Gedanken jagten mir durch den Kopf, und schließlich war es wohl die große Angst um Maria, die mir zu einem klaren Entschluß verhalf.

Ich mußte noch lange Zeit warten, bis der Atem meines Vaters ruhig ging und ich sicher sein konnte, daß alle anderen ebenfalls schliefen. Dann legte ich vorsichtig meine Hand auf Marias Mund und weckte sie.

»Wir beide müssen von hier fort«, flüsterte ich in ihr Ohr, »sonst mußt du morgen in die Scheune, oder Vater bringt dich durch den Wald über den Berg, damit sich andere deiner erbarmen!«

Maria verstand sofort, was damit gemeint war, ich mußte ihr nichts weiter erklären. Leise und von niemandem bemerkt, krochen wir aus der Hütte meiner Eltern in die kalte Herbstnacht hinaus. Der Himmel war verhangen, und man sah kaum die Hand vor Augen. Vorsichtig schlichen wir an ein paar dunklen Gehöften vorbei zum Rand des Dorfes, immer in der Angst, ein Hund könnte anschlagen und uns verraten. Aber nichts rührte sich. Menschen und Tiere ruhten in ihrem Elend, wen kümmerten da schon zwei armselige Kinder in der dunklen Nacht?

Zabel und die Spielleute

Wir schlugen uns in den Wald, in eine undurchdringliche Dunkelheit voller schwarzer Schatten. Über Wurzeln und Sträucher stolpernd, krochen wir mühselig den Berg hinauf. Die Bäume rauschten im Wind, und immerzu schien es mir, daß der Teufel mit all seinen bösen Gesellen in den Lüften zischte und uns holen wollte. Denn war es nicht eine schwere Sünde, seinem Vaterhaus zu entfliehen? Mußte uns da nicht bald der Fluch des erzürnten Vaters treffen? Jedoch – hätte mich der Herr die Worte meines Vaters hören lassen, wenn nicht dahinter seine Absicht steckte, Maria zu retten?

Solche und ähnliche Gedanken gingen mir durch den Kopf. Ich wußte bald nicht mehr, ob ich dem Ruf des Herrn im Himmel oder der Versuchung des Teufels in der Hölle gefolgt war. Inmitten des gespenstischen Waldes, umgeben von drohenden Baumriesen, schleichendem Nachtgetier und Sträuchern, die, so schien es mir, mit lebendigen Armen nach unseren Beinen faßten, schlug mein Herz in großer Angst.

Hinter dem Berg, den wir mühsam bestiegen hatten, hörte der Wald noch immer nicht auf. Dann stießen wir auf einen neuen Berg, von dem wir nicht wußten, wie steil und wie hoch er war. Unsere nackten Füße schmerzten schon lange, Maria war völlig entkräftet, und wir mußten schließlich aufgeben. Unter dem schlechten Schutz eines Baumes und einiger nasser Sträucher warteten wir auf den Anbruch des Tages. Oft schreckte Maria aus ihrem Schlaf auf und rief unverständliche Worte in die Nacht.

Der Tag kam endlich, grau und naß. Ich sammelte ein paar an den Sträuchern übriggebliebene Beeren und grub Wurzeln aus, die man kaum genießen konnte, die wir aber in unserem großen Hunger trotzdem aßen.

Die Berge hatten wir bald überwunden, aber der Wald war unermeßlich tief, der Herbst bitterkalt und naß, und die Lumpen, die

wir trugen, boten kaum Schutz. Nirgendwo fand sich trockenes Holz zum Feuerzünden. Kälte und Hunger begannen an unseren schwachen Kräften zu zehren, und immer öfter mußte ich Maria stützen, weil ihre Kräfte versagten. Ferner glaubte ich bald, daß wir im Kreise liefen. Hatte ich diesen vom Blitz gespaltenen Baum nicht schon einmal gesehen? Waren das nicht die wilden Sträucher, unter denen wir schon einmal genächtigt hatten?

Ich beschloß, Zeichen zu legen, und damit sie mir kein umherstreunendes Getier durcheinanderbrachte, legte ich sie, wo es nur ging, aus Steinen.

Tatsächlich trafen wir nach einigem Umherirren auf einen von mir gelegten Steinhaufen, und ich hatte den Beweis vor Augen, daß unsere Flucht im Kreis ging. Das entmutigte mich so sehr, daß ich erschöpft zu Boden fiel. Maria erging es nicht anders, und so lagen wir weinend und verzweifelt inmitten des grausamen Waldes, der uns nicht entlassen wollte.

Wir müssen wohl eingeschlafen sein, denn als ich wieder zur Besinnung kam, war tiefe Nacht. Hunger und Durst quälten mich, aber wo hätte man in der Dunkelheit etwas zu essen und zu trinken finden können? Mir wurde klar, daß mich der Böse gelockt hatte und uns beide nun geradewegs in Verderben und Tod führte.

Maria stöhnte leise im Schlaf. Da schien es mir plötzlich, als ob aus einiger Ferne menschliche Stimmen zu hören wären. Ich hielt den Atem an und lauschte. Lange Zeit war nichts mehr zu vernehmen, und ich dachte schon, der Teufel hätte mir die Sinne durcheinandergebracht. Dann aber hörte ich wieder Stimmen.

Ich weckte Maria, doch sie war so entkräftet, daß sie nicht mehr aufstehen konnte. So hob ich sie wie ein kleines Kind vom Boden auf und machte mich auf den Weg zu den Stimmen. Mir war egal, ob mich der Herr hier zu Menschen führte oder der Teufel an die Pforten der Hölle. Noch einen Tag, geschweige denn eine Nacht, hätten wir bei dieser Kälte im Wald nicht mehr überlebt.

Nach einiger Zeit wurden die Stimmen lauter und deutlicher, der Wald öffnete sich, und ich erblickte ein paar menschliche Gestalten im Widerschein eines Feuers. Ich schleppte mich ein paar Schritte in ihre Richtung, dann aber verließen mich endgültig meine Kräfte, und ich stürzte zu Boden. Ich hörte noch Schritte und aufgeregte Rufe, spürte, wie man mir eine warme Flüssigkeit in den Mund flößte, dann verlor ich die Besinnung.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, bot sich mir ein derart erschreckender Anblick, daß ich mir sicher war, der Teufel habe uns nun endgültig in die Hölle geholt.

Da strich nämlich ein Mann mit einem Stöckchen auf einem seltsamen Ding herum, wodurch er schöne Töne erzeugte, dazu aber lief ein häßlicher Zwerg auf seinen Händen umher und machte ab und zu Luftsprünge, die ich ihm nicht zugetraut hätte. Ihm folgte, gleichfalls auf den Händen, ein Mann, der mal wie ein Schwein grunzte und mal wie ein Hahn krähte. Weiter hinten spie der Teufel selbst in menschlicher Gestalt Feuer aus seinem Maul und ließ dann ein paar silberne Kugeln in der Luft tanzen. Dazu machte ein anderer mit zwei Stöcken auf einem Kessel solch einen Lärm, daß einem die Ohren dröhnten. Nun erwachte auch Maria und begann vor Angst zu weinen.

Daraufhin hörte das seltsame Treiben auf, und Stille trat ein.

»Sagt«, sprach ich, und meine Stimme zitterte, »sind wir nun beim Teufel in der Hölle angekommen und müssen für unsere Sünden büßen?«

Da schauten sich die Männer erstaunt an und brachen dann in ein so großes Gelächter aus, daß der Wald erschallte und es lange dauerte, bis sie sich wieder beruhigt hatten. Schließlich sagte der Mann mit dem Kessel zu den anderen: »So weit sind wir schon gekommen, Freunde, daß man uns mit dem Teufel verwechselt!«

Dann wandte er sich an uns und meinte: »Glaubt ihr etwa, der Teufel sitzt auf einer Wiese und streicht die Fiedel, daß die Schweine krähen und die Hähne grunzen? Wir sind fahrende Spielleute. Ich bin Zabel, der Trommler, und weiß erstaunliche Geschichten zu erzählen, sofern man es mir gut lohnt. Der Zwerg da heißt Odo, er läuft auf seinen Händen, damit er sich nicht an seinem Kopf stößt. Aber er ist der jüngste von uns, er kann es sich mit dem Wachsen noch überlegen! Das krähende Schwein hier heißt Johann. Er springt in die Luft und schlägt dabei die tollsten Räder, wenn ihm danach ist. Kuon, der mit der roten Nase und der dicken Lippe, läßt die Kugeln tanzen und schlägt sich den Bauch mit Feuer voll, bis ihm der Rauch hintenrum wieder entweicht. Wenn er will, läßt er Dinge verschwinden und fischt sie wieder aus der Luft herbei. Das da ist der Wirnt, vom vielen Fiedeln hat er einen krummen Kopf. Und wer seid ihr?«

»Das ist Maria, meine Schwester«, antwortete ich, »sie ist sehr

krank. Wir haben schon seit Tagen nichts Rechtes mehr im Bauch gehabt, nur Beeren und Wurzeln aus dem Wald.«

»Und wo sind eure Eltern?« wollte Zabel wissen.

Ich bekam Angst, daß uns die Spielleute zu unserem Vater zurückbringen würden, und griff deshalb zu einer Lüge.

»Das wissen wir nicht. Wir waren mit unseren Eltern im Wald, um Holz und Beeren zu sammeln, da verloren wir sie schon vor Tagen und fanden sie nicht wieder.«

Zabel schaute mich prüfend an, dann zuckte ein Lächeln um seinen Mund. Ich erkannte, daß meine Lüge nicht viel getaugt hatte, doch weder Zabel noch die anderen wollten von mir Weiteres wissen und beließen es dabei. Man bot uns etwas zu essen und zu trinken an, was wir mit großer Dankbarkeit annahmen.

Bald erfuhren wir, daß die Spielleute unterwegs zu einer Burg namens Geisenburg waren, wo ein gewisser Helprich vom Geisenberg zu einem Fest geladen hatte. Man hoffte, durch Kunststücke und Späße das Wohlwollen des Burgherrn zu gewinnen und den Winter unter seiner Gastfreundschaft innerhalb der Burgmauern zu verbringen.

Ich hatte noch nie in meinem Leben eine Burg gesehen und nur von meinem Vater gehört, daß es eine gewaltige Behausung aus Stein sein solle. Außerdem machte auch ich mir Gedanken darüber, wo wir den Winter verbringen sollten, der bevorstand.

»Nehmt uns mit«, bat ich deshalb. »Meine Schwester kann euch überall behilflich sein, kann eure Kleider flicken, Reisig sammeln und kochen. Ich werde mich auch nützlich machen, ich bin nicht ganz ungeschickt!«

Zabel schaute mich an und dann lange Maria. Seine kleinen Augen wurden hinter der großen, scharf gebogenen Nase dunkel.

»Wir wollen es mit euch versuchen«, sagte er schließlich, »an unseren Kleidern gibt es viel zu flicken, du hast recht.«

So blieben wir also bei den Spielleuten und zogen mit ihnen nach der Geisenburg.

Wenn ich heute, so viele Jahre später, als alter Mann durchs Fenster schaue, hinter dem der Herbst mit kaltem Regen in die Lande einzieht, und an jene Tage zurückdenke, so habe ich Tränen in den Augen, und das Herz drückt schmerzhaft in meiner Brust. Wir waren dem dunklen Wald entkommen und hatten unser Leben gerettet, aber wir ahnten nichts von der Schlechtigkeit der Welt, in die wir

hinauszogen, und nichts von dem Leid, das uns noch erwartete.

Ich muß mich jetzt vom Tisch erheben und ein paar Schritte durch die Zelle wandern. Und seht! Dort, in der warmen Ecke des Zimmers, sitzt Blanche. Sie reicht mir meine Flöte, ich soll ihr darauf ein schönes Liedchen pfeifen! Das ist mir gerade recht, und schon kommen die Töne, hurtig, aber nicht zu schnell. Und Blanche bewegt dazu im Takt die Füße, wie damals, auf dem Marktplatz zu Köln!

Auf der Geisenburg

Der Weg zur Geisenburg war beschwerlich. Wir kamen des öfteren durch Dörfer, aber die Menschen waren von der Hungersnot geschwächt und krank, und es fand sich selten jemand, der die Späße der Spielleute entlohnen wollte. Am ehesten noch brachte Zabel die Leute mit seinen verwunderlichen Geschichten dazu, ihre Not zu vergessen, und sie teilten dann das Wenige, was sie noch hatten, mit uns.

Denn hatte jemand zuvor etwas von Rittern gehört, die auf ihrem Weg zur Rettung des Grabes Christi ungeheure Drachen erschlagen hatten? Oder von den höllischen Kräften der heidnischen Muselmanen, die ihre Gegner bei lebendigem Leib verspeisten, um in den Besitz ihrer Seelen zu kommen? Oder hatte man schon von der Tapferkeit des zum Tode verwundeten Ritters gehört, der nur noch so lange zu leben hatte, wie er betete? Er schlief deshalb nie mehr ein und zog rastlos durch die Lande als der ›Bet-Ritter‹.

Nein. Niemand wußte etwas von diesen Wunderdingen, man schüttelte erstaunt die Köpfe und rief »Ahh« und »Ohh«, wenn Zabel erzählte, als ob er selbst dabeigewesen wäre.

Nachdem ich die Geschichten schon mehrere Male gehört hatte, sagte ich eines Tages zu Zabel: »Du erzählst so tolle Geschichten, daß einem manchmal wunderlich im Kopf wird. Aber mal höre ich dich sagen, daß der Bet-Ritter von zwanzig Heiden zwanzigmal verwundet wurde, mal waren es nur zehn, und gestern hast du sogar gesagt, man habe ihm einen Arm abgeschlagen, der aber durch sein inbrünstiges Gebet wieder angewachsen sei. Wenn der Bet-Ritter eines Tages des Weges kommt, und die Leute werden fragen, wirst du dann nicht Rede und Antwort stehen müssen?«

Zabel machte große Augen, schaute die anderen erstaunt an und begann dann zu lachen, was ich nicht verstand. »Keine Sorge, kleiner Geselle«, meinte er, als er sich schließlich beruhigt hatte, »der Bet-

Ritter wird bestimmt niemals hier des Weges kommen!«

»Ja, lebt er denn weit weg, in einem ganz anderen Land?« fragte ich.

Zabel grinste. »In einem ganz anderen Land«, meinte er und fügte hinzu: »In einem ›Gar-Nicht-Land‹!«

Nun verstand ich. »Deine Geschichten sind Lügen«, warf ich ihm vor, »es gibt keinen Bet-Ritter und auch keine Muselmanen, und kein Ritter hat je um das Grab Christi gekämpft!«

Hier wurde Zabel plötzlich ernst. Sein hageres Gesicht wurde noch schmaler, die kleinen, stechenden Augen bekamen einen seltsamen Schimmer, und er fuhr sich versonnen mit der Hand durch seine wenigen Haare.

»Im Jahre des Herrn 1202«, sprach er dann, »gab es einen Kreuzzug, wie ihn die Menschheit noch nie gesehen hatte. Tausende von Rittern folgten dem tapferen Bonifaz von Montefart nach Ägypten und schlugen die Heiden. Jeder erschlagene Ritter bekam einen Platz im Himmel an der Seite des Herrn, wie es der Papst versprochen hatte, alle anderen kehrten mit solchen Reichtümern zurück, daß die Burgen abgerissen und neu aufgebaut werden mußten, um die Schätze zu bergen. Von dem Ritter Albrecht von Ventar wird sogar erzählt, er habe einen ganzen Berg aushöhlen müssen, um die Schätze zu sichern.«

»Und das ist wahr?« fragte ich.

Zabels Gesicht blieb ernst.

»So wahr mir der Herr helfe!« sagte er. »Ich werde über die Geschäfte des Herrn nichts Falsches berichten, sonst wird er es mir am Jüngsten Tag übel lohnen!«

»Und der Bet-Ritter?«

»Traust du unserem Herrn nicht zu, daß er einem betenden Ritter den Arm wiedergibt, wo er doch schon Tote zum Leben erweckt hat?«

»Doch, der Herr kann es!«

»Also sage ich die Wahrheit über den Herrn!«

»Über den Herrn ja, über den Bet-Ritter nicht!« sagte ich.

Nun lachten auch die anderen, und Zabels ernsthaftes Gesicht hellte sich wieder auf. »Du bist ein spaßiger Geselle!« meinte er. »Wenn du nur auch noch etwas anderes könntest als diese Späße, das käme uns mehr zupasse!«

Ich schwieg dazu, nahm mir aber vor, mich bald nützlich zu

machen, zumal mir das Treiben der Spielleute nicht übel gefiel und ich manchmal viel zu lachen hatte, was mir früher nicht so oft widerfahren war.

Nur Maria fand nichts Lustiges an den Späßen und blieb immer ernst und traurig. Ich fragte sie deshalb einmal, ob wir die Spielleute verlassen sollten.

»Du wirst den rechten Weg wissen«, antwortete sie. »Tu nur, was für dich richtig ist.«

»Ich möchte auch für dich das Rechte tun!« sagte ich.

Maria schwieg dazu, und ich merkte, daß ihr irgend etwas nicht behagte. Erst nach langem Zureden gestand sie, daß sie sich vor Zabel fürchtete.

»Vor dem?« sagte ich und lachte. »Ich dachte schon, du fürchtest dich vor Kuon, vor Odo oder vor Johann, aber vor Zabel? Nur, weil er so seltsame Geschichten erzählt?«

»Nein, deshalb nicht. Ich weiß es selber nicht, aber er ist mir unheimlich. Vielleicht tue ich ihm Unrecht.«

»Bestimmt«, sagte ich, »denn ich habe selten einen so lustigen Menschen erlebt wie Zabel!«

Endlich kam der Tag, an dem wir vor der Burg am Geisenberg ankamen. Ich traute meinen Augen kaum, als ich sah, wieviele Abertausende von Steinen aufeinandergetürmt waren und was mein Vater mit einer steinernen Behausung gemeint hatte. Ich konnte mir nicht vorstellen, welche Menschenhand derart gewaltiges Bauwerk errichtet hatte, und dachte bei mir, daß dies wohl nur mit Gottes Beistand möglich gewesen sei. Auch waren die Fenster nicht einfach nur Löcher im Bauwerk, sondern kunstvoll mit etwas Durchsichtigem ausgefüllt, das man, wie mir Zabel erklärte, Glas nannte.

Wir wurden auf die Burg geladen, und Zabel mußte noch am gleichen Tag mitsamt seinen Gesellen vor die Tafel des Ritters Helprich vom Geisenberg treten, der sich als großer, dicker und vor allem rauher Mann entpuppte.

Welch eine Pracht und welch ein Wunder! Noch einmal gingen mir die Augen über, als ich sah, was der Burgherr seinen zahlreichen Gästen an der Tafel bot! Gebratene Kapaune und Tauben, gesottenes Schweinefleisch zuhauf, dazu Brot, weiß wie der Schnee, und Wein und Bier und nochmals Wein. Mir stand der Mund offen, und mein Herz drohte schier zu platzen. Landauf, landab dieser Hunger, und hier bogen sich die Tafeln!

Man warf uns reichlich Speisereste zu und schüttete den Wein hinterher, und ich verschlang von allem so viel, daß ich glaubte, der Leib würde mir bersten.

Kuon gab sein Bestes. Er spie Feuer, daß gestandene Rittersmänner wie kleine Kinder ängstlich unter die Tafeln krochen. Er zerdrückte in seinen Fäusten Trinkbecher und verwandelte sie in bunte Tücher, daß die Frauen am Tisch vor Begeisterung kreischten. Er ließ die Kugeln in den Lüften tanzen, als ob es Vögel wären.

Dann kamen Johann und Odo. Sie trieben miteinander einen so lustigen Schabernack, daß Helprich sich beim Lachen verschluckte und so blau anlief, daß man um sein Leben bangen mußte. Dann wieder sprangen sie übereinander und untereinander so geschickt und so geschwind, daß man sie nicht hätte mit einem Pfeil treffen können!

Und zum Schluß legte Wirnt mit seiner Fiedel los, Zabel schlug die Trommel. Da gab es ein Gespringe und Gehopse im Saal, daß das Gemäuer wackelte und die Weinbecher von der Tafel auf den Boden rollten. Auch mich packte die Musik, und ich hüpfte in der Ecke herum wie ein junger Esel und trank vom Wein soviel, daß mir der Kopf auf dem Hals wackelte wie die Bohne auf der Stange.

O ich Tor! Als ich wieder zu mir kam, vernahm ich sogleich ein leises Schluchzen. Es war Maria. Sie kauerte an der Mauer, hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und weinte.

Ich kroch über die Rittersleute, die überall auf dem Boden lagen und ihren Rausch ausschliefen. »Was ist geschehen?« fragte ich sie besorgt.

Sie jedoch gab mir keine Antwort, preßte ihre Hände fest an ihr Gesicht und weinte weiter.

»Hat dir jemand etwas angetan?«

Maria wollte mir nicht antworten, mochte ich sie noch so lange fragen. Ich dachte schon, all die Wunderdinge auf der Burg, die wir zuvor noch nie gesehen hatten, hätten sie durcheinandergebracht, als ich plötzlich Blut auf ihrem Kleid entdeckte. Mir blieb das Herz stehen.

»Wer war's?« fragte ich, aber Maria war zu keiner Antwort zu bewegen. Ich begann deshalb Namen aufzuzählen, und als ich den des Burgherrn genannt hatte, ging ein leiser Schauer durch ihren Körper.

Eine gewaltige Wut erfaßte mich! Ich kroch auf allen vieren in dem

Saal umher und suchte ihn unter den Schlafenden, er war jedoch nicht aufzufinden. Erst am Morgen entdeckte ich Helprich auf dem Burghof und stürzte mich mit bloßen Händen auf ihn. Mit einem einzigen Schlag seiner starken Faust warf er mich von den Füßen und ging, ohne ein Wort zu sagen, weiter. Ich richtete mich auf und rannte ihm hinterher, aber er schlug mir diesmal mit der Faust so heftig ins Gesicht, daß ich Blut spuckte und fast ohnmächtig zu Boden ging. Da erkannte ich, daß ich gegen diesen großen, dicken, mit gewaltigen Fäusten und einem eisernen Schwert ausgerüsteten Ritter nichts ausrichten konnte. Tränen in den Augen vor ohnmächtiger Wut, suchte ich Zabel auf und erzählte ihm, daß Helprich Maria Gewalt angetan hatte.

Zabel betrachtete mein blutüberströmtes Gesicht und meinte dann: »Wir haben Glück gehabt, daß er dich nicht umgebracht und uns fortgejagt hat! Wir sollten Maria besser von solchen Festen fernhalten, vielleicht vergißt Helprich sie dann.«

Ich glaubte, meinen Ohren nicht zu trauen. »Ich werde Helprich eines Nachts dafür umbringen und dann von hier fliehen!«

Zabel lächelte müde. »Wo willst du hin im Winter? Wo ist die nächste Burg, die dich aufnimmt, was willst du den Leuten für Späße und Nachrichten bringen? Hier gibt es feine Speisen für uns, schönen Wein dazu. Und warte erstmal, wenn der Schnee kommt. Ich habe schon herausgefunden, daß Helprich den ganzen Winter das Feuer im Badehaus brennen läßt, wo sich dann alle versammeln!«

Das und noch vieles mehr sagte Zabel zu mir, und ich wurde wütend und traurig zugleich, denn es war mir vorerst unmöglich, Rache an Helprich zu nehmen. Draußen sagte sich der Winter morgens schon mit Rauhreif an, und Maria und ich waren ihm ausgeliefert. So blieben wir in der Burg.

Nein, liebe Blanche, mir ist jetzt nicht nach Flötenspiel, zu heftig schlägt mein Herz. Ich sollte vielleicht ein wenig ruhen, das wäre besser. Die Tür geht auf, und Bruder Alderich tritt ein. Ob ich laut gerufen habe? Nein, und doch, ich weiß es nicht genau.

Die Flöte

Der Winter kam, wie Zabel es vorhergesagt hatte, recht schnell. Tatsächlich ließ Helprich zunächst im Badehaus das Feuer brennen, so daß wir uns wärmen konnten, während draußen die Schneestürme tobten. Auch Speisen gab es für uns genug, denn die Burg hatte sich im Sommer und im Herbst gut versorgt, wohl mit roher Gewalt, wie ich erfuhr, da ringsum die Bauern vor Hunger starben und nur wenig abzugeben hatten.

Zabel und seine Gesellen vertrieben den Burgleuten die Langeweile, und ich staunte nicht schlecht über all die Geschichten, die Zabel noch zu erzählen wußte, und die Zauberkunststücke, die Kuon vorführte.

Maria war in eine tiefe Schweigsamkeit verfallen und wurde noch ängstlicher und scheuer als zuvor. Wir versteckten sie vor Helprich, aber dieser mußte in der verhängnisvollen Nacht so viel vom Wein genossen haben, daß er sich an nichts mehr zu erinnern schien; jedenfalls fragte er nicht nach Maria.

Ich selbst ging tagaus und tagein meinen Rachegedanken nach und wurde dadurch trübsinniger und trübsinniger. Eines Tages sprach mich Zabel deshalb an und meinte: »Du solltest dich besser nützlich machen, Junge. Maria führt uns die Wäsche ordentlich, so gut waren unsere Sachen noch nie gepflegt, aber du?«

»Ich, was soll ich tun?«

»Du solltest dir etwas überlegen. Du bist sehr geschickt auf den Beinen und könntest manch ein Kunststück mit Johann und Odo vorführen. Statt dessen sieht man dich nur mit finsterem Gesicht um die Ecken schleichen. Es ist ein Jammer!«

»Wenn der Frühling kommt, gehen Maria und ich.«

»Da höre einer!« sagte Kuon und wölbte spöttisch seine dicken Lippen unter der dicken, roten Nase. »Der Geselle schmiedet aber schöne Pläne! – Wo willst du hingehen? Fliegen kannst du nicht wie

die Vögel, höchstens kriechen. Gras wirst du fressen wie die Schafe, oder meinst du, allüberall stehen und biegen sich die Tafeln und fallen die Reste in dein offenes Maul wie hier?«

Hierauf begann Odo mit seiner Zwergenstimme wie ein Schaf zu blöken, fiel auf alle viere und tat so, als ob er Gras fressen würde. Wirnt, Zabel, Johann und Kuon schlugen sich auf die Schenkel und lachten aus vollem Hals.

Als dann wieder alle ernster geworden waren, meinte Johann: »Der Winter dauert schon recht lange, es müßte bald der Frühling kommen. Dann ziehen wir bis Aachen hoch, unterwegs gibt es manch ein gutes Turnier oder prächtiges Fest. Wenn wir gute Späße machen, werden wir reich beschenkt und können dann in Länder ziehen, wo es nie Winter wird. Dann hätten wir unsere Freude bis ans Lebensende!«

Bei dieser Rede wurden Zabels stechende Augen ganz weich und sanft. Auch Wirnt schaute ganz versonnen und lächelte, was aber bei seinem krummen, langen Gesicht manchmal ziemlich blöde aussah.

»Nun gut«, sagte ich, da mir die Reden Johanns gefielen. »Ich möchte schon etwas tun, aber ich wüßte nicht, was?«

»Wir brauchten noch ein bißchen mehr Musik, denn beim Tanz sind die Herren immer gut gelaunt und schenken gerne!« bemerkte Kuon.

»Das soll sich finden«, sagte Wirnt, sprang auf und ging zu seinem Sack, in dem er nebst anderen Sachen die Fiedel verwahrte. Als er wiederkam, hielt er in der Hand ein langes, schmales Rohr, das kleine Löcher aufwies.

»Hier«, sagte er, »die Flöte wirst du blasen! Das gibt eine feine Musik, und es freut die Frauen, wenn die Flötentöne lustig springen! Hei, sie hat schon manch ein Fest mitgemacht und kommt geradewegs von den Heiden, wo sie ein Ritter erbeutet und mir danach geschenkt hat.«

Daraufhin steckte er die Flöte zwischen seine dicken Lippen und blies hinein, daß sie aufjaulte wie ein getretener Hund. Das mißfiel mir sehr, denn auch seine Fiedel pflegte der Wirnt wie einen Hund zu traktieren, was sie ihm mit vielen krummen Tönen dankte.

Ich nahm ihm daher die Flöte aus der Hand und blies sehr sanft hinein. Das war schon besser. Dann probierte ich die Löcher aus, indem ich sie abwechselnd mit den Fingern schloß und öffnete, und siehe da, es dauerte gar nicht lange, bis ich ein Lied, welches mir Wirnt auf der Fiedel vorgespielt hatte, noch viel besser auf der Flöte

blasen konnte!

Nun wurden mir die zuvor so langen Tage viel zu kurz. Ich probierte auf der Flöte, was nur ging, und blies sie bald so geschickt, daß ich Lieder spielen konnte, die Wirnt auf der Fiedel nicht zustande kriegte, mochte er sie traktieren, soviel er wollte.

Da geschah es eines Tages, als ich eine lustige Melodie spielte, die ich seit Kindesbeinen kannte, daß Maria von den Kleidern, die sie gerade flickte, aufschaute, dann leise zu summen begann und schließlich die Worte erst zaghaft, dann immer lauter mitsang.

Meine Schwester hatte mir früher oft vorgesungen, besonders, wenn sie mich trösten wollte, und ich hatte an ihrem Singen nie etwas Besonderes bemerkt. Aber nun hörte ich zu meinem Erstaunen, daß sie eine wunderschöne, helle und klare Stimme hatte, und das altbekannte Lied, das sie sang, bezauberte mich, als ob ich es zum erstenmal hörte. Daraufhin stimmte ich noch weitere Lieder an, und nach und nach vergaß Maria all ihre Scheu und Ängstlichkeit, und sie sang so fröhlich mit, als ob ihr nie etwas Schlechtes widerfahren wäre. Ihr Gesang drang durch die Mauern des Badehauses und lockte die Burgleute an, und es dauerte nicht lange, da sangen alle fröhlich mit, und einige begannen sogar zu tanzen.

Ich aber sah erstaunt, daß Maria eine andere geworden war. Das bessere Essen, das immer warme Badehaus und die im Vergleich zu meinem Vaterhaus leichte Arbeit hatten sie kräftiger werden lassen. Ihr blasses Gesicht hatte eine zarte Röte überzogen, die dunklen, langen Haare glänzten, und ihre braunen Augen leuchteten, wenn sie ein fröhliches Lied anstimmte. Welch schönes Mädchen meine Schwester war! Da jubelte mein Herz, und mir wurde klar, daß der Herr im Himmel es gut mit uns meinte und die Flöte und der Gesang seine Herrlichkeit preisen sollten.

Aber ich war nicht der einzige, der sich an Marias Schönheit erfreute, denn inmitten des fröhlichen Treibens hörte Maria plötzlich auf zu singen und erschrak. Ohne daß es einer von uns bemerkt hatte, war Helprich unter dem vergnügten Volk erschienen, und in seinen Augen brannte das Feuer der Begierde.

Maria entfloh ängstlich in die entfernteste Ecke der Burg und wagte sich etliche Tage nicht heraus. Erst Johann, dem sie mehr als allen anderen vertraute und der ihr oft einen besseren Bissen zukommen ließ als sich selbst, gelang es schließlich, sie zu beruhigen. Und dennoch – Maria blieb ängstlich, und wirklich fröhlich und

unbeschwert habe ich meine Schwester seit dieser Zeit nicht mehr gesehen.

Das Unglück

Die Tage vergingen, der ersehnte Frühling wollte sich aber nicht einstellen, im Gegenteil, immer noch fegten Schneestürme über das Land.

Obwohl es draußen sehr kalt war, ließ Helprich das Feuer im Badehaus nicht mehr so oft brennen und geizte, sei es aus Mangel, sei es aus Absicht, mit den Speisen, so daß wir des öfteren für einen leeren Bauch und ein kaltes Strohlager unsere Späße treiben mußten.

Viel schlimmer jedoch als Kälte und Hunger war für mich, daß der Ritter Maria nicht mehr in Ruhe lassen wollte, seitdem er sie beim Singen gesehen hatte. Er zwang sie, jeden Abend an der Tafel zu singen, und ich betete jedesmal darum, Helprich und seine Gäste möchten so viel Wein trinken, daß sie am Ende unter die Tische fallen und uns unbehelligt lassen würden.

Das geschah auch eine gewisse Zeit so, und wir konnten Maria zur vorgerückten Stunde stets in Sicherheit bringen. Eines Tages jedoch trat ein, wovor wir uns alle so gefürchtet hatten.

Helprich hatte einen Gast beherbergt, einen gewissen Fulko vom Suonenberg, der ständig Streit suchte und dessen Gesicht von vielen Kampfwunden völlig vernarbt war.

Als wir nun am Abend spielten, begann den Helprich mit einemmal der Teufel zu reiten. Er sprang plötzlich von der Tafel auf, stürzte sich auf Maria und wollte mit ihr tanzen. Sie erschrak und lief ihm davon, worauf Fulko eine brennende Fackel von der Wand riß und Maria damit den Weg abschneiden wollte. Sie war jedoch schneller, die beiden Ritter, die schon viel Wein getrunken hatten, stolperten über Bänke und Tafeln, und es entstand im Saal ein großes Durcheinander.

Da geschah es! – Vor Wut, daß er nicht schnell genug war, um Maria einzuholen, warf Fulko von Suonenberg die brennende Fackel so gegen sie, daß sie sich in ihrem Kleid verfing.

Maria schrie entsetzt auf, packte die Fackel und der bloßen Hand und schleuderte sie von sich. Im gleichen Augenblick eilte ihr Johann zu Hilfe und erstickte die Flammen in ihrem Kleid, jemand anders war mit Wasser zur Stelle und löschte die noch immer brennende Fackel. Die Gefahr eines Brandes war damit gebannt, und die Leute im Saal atmeten auf. Wir aber mußten noch in der gleichen Nacht fliehen, denn Helprich tobte wie von Sinnen und drohte, uns alle umzubringen.

Der Hunger wurde von nun an unser bester Freund, und wir schlugen uns nur mit Mühen durch. Erst als der ersehnte Frühling endlich ein paar warme Sonnenstrahlen sandte, schöpften wir neuen Mut, und weil auch die anderen Menschen auf bessere Zeiten zu hoffen begannen und die schlechten vergessen wollten, empfing man uns freundlicher zum Spaßmachen.

Maria ging es lange Zeit nicht gut, da sie eine große Brandwunde auf der Hand behalten hatte, die zunächst nicht heilen wollte. Sie war auch lange Zeit traurig und verschlossen und wollte nicht mehr singen, mochte ich sie auch noch so sehr darum bitten.

Es war schließlich wieder Johann, dem es gelang, sie ein wenig aufzuheitern, und eines Abends sagte Maria zu mir: »Der Johann hat soviel Kraft, und doch geht er so sanft und froh mit jedem um!«

»Das stimmt«, erwiderte ich. »Wie oft beschimpft ihn sein Freund Odo, wie oft treibt er einen bösen Schabernack mit ihm, und trotzdem habe ich noch nie gesehen, daß der Johann grob zu ihm geworden wäre!«

»Dafür habe ich ihn gerne«, sagte meine Schwester und schaute verträumt zu Johann hinüber, der gerade bei einem neuen Kunststück Odo in die Lüfte warf, um ihn dann wieder sicher aufzufangen.

Kurz danach begab es sich, daß wir von einem Meinhard von der Pegnitz hörten, der im ganzen Land zu einem Fest und einem Turnier geladen hatte, auf dem sein Sohn zum Ritter geschlagen werden sollte. Von diesem Fest versprachen wir uns sehr viel und machten uns sogleich auf den Weg. Wer von uns konnte damals schon ahnen, welches Unglück uns dort ereilen sollte? Niemand. Und so genossen wir zunächst fröhlich das Fest und dachten an nichts Böses.

Meinhards Sohn, den man gleichfalls Meinhard nannte, hatte sein sechzehntes Lebensjahr erreicht und war ein schöner Jüngling. Man hatte ihn in prachtvolle goldene und purpurne Gewänder gekleidet

und ihm eine Rüstung schmieden lassen, die so glatt war, daß sie die Sonne spiegelte und jedermann blendete. Er trug ein kunstvolles Schwert und einen Schild mit einem Adler, der einen zerbrochenen Pfeil im Schnabel hielt.

Nachdem man ihm goldene Sporen umgetan hatte, sprang er aufs Roß und führte eine Schar von Rittern an, die wiederum gegen eine andere Ritterschar anging. So entstand ein heftiger Kampf, von dem man allerdings nur den Lärm vernahm, da außerhalb der Burg geritten wurde und die Hufe der Pferde alles in Staub hüllten.

Am Nachmittag dann begann das Fest, und es übertraf in seiner Pracht alles, was ich bis jetzt erlebt hatte.

Von jedem Fleisch gab es auf jede Art zu speisen, und das gemeine Volk bekam es aufgetragen wie die höfischen Leute selbst! Dazu flossen Wein und Bier aufs Tausendfache, und es gab am Abend niemanden, der ohne zu torkeln gehen konnte.

Zu alldem spielten Wirnt, Zabel und ich munter auf, und Maria sang so schön, daß uns am Ende die höfischen Damen und Herren so viele Geschenke zuwarfen, daß wir nicht wußten, wohin damit.

Es traten aber auf dem Fest noch andere Spielleute unter einem Sänger namens Rudolf auf. Sie sprangen, zauberten und sangen jedoch lange nicht so gut wie wir und wurden deshalb vom Burgvolk schändlich mit abgenagten Knochen beworfen.

Es war in der Nacht, als mich plötzlich ein Geräusch weckte. Ich fuhr auf und sah, daß jemand unsere Säcke, in denen wir die Geschenke aufbewahrten, wegtragen wollte. Es war sehr dunkel, der Mond war nur eine schmale Sichel, und man sah kaum die Hand vor Augen. Ich rief unsere Leute zu Hilfe, und es entstand in wenigen Augenblicken eine arge Prügelei, wobei ich die räuberischen Gesellen ein paarmal den Namen Rudolf rufen hörte. Dann plötzlich warf mich jemand so gewaltig gegen eine Mauer, daß ich die Besinnung verlor und erst aufwachte, als man mir kaltes Wasser ins Gesicht goß.

Der Hof war nun vom Fackellicht erhellt, daß Volk lief hin und her und war sehr aufgeregt. Plötzlich hörte ich Maria jämmerlich aufschreien. Ich sprang auf und eilte in die Richtung, woher der Schrei gekommen war. Dort erblickte ich eine Menschenmenge, die still zu Boden schaute. In ihrer Mitte lag Maria auf den Knien und hielt im Schoß den blassen Kopf von Johann. Er lebte nicht mehr. Man hatte ihm einen Dolch ins Herz gestoßen, als er versucht hatte, unsere Sachen gegen die Diebe zu verteidigen.

Die Menschen standen schweigend und waren ratlos. Da vernahm ich leises Schluchzen. Ich schaute auf und entdeckte Odo, der seine kleinen, zwergenhaften Arme vors Gesicht geschlagen hatte. Ich erhob mich, ging zu ihm, legte ihm zum Trost die Hand auf den Kopf und sagte: »Der Herr wird ihn zu sich in den Himmel nehmen, und er wird auf Engelsfesten seine Possen reißen, dessen sei dir gewiß!« Und obwohl mir die Worte nur schwer über die Lippen kamen und Tränen in meine Augen schossen, fügte ich hinzu: »Du wirst sicher schnell einen neuen Freund unter uns finden!«

»Einen Freund bestimmt«, sagte Odo, »aber keinen Bruder!«

»Er war dein Bruder?« fragte ich erstaunt.

Odo nickte stumm.

Ich ging in die Knie, nahm ihn in die Arme und tröstete ihn in seinem Schmerz. In mein Herz aber fraß sich die Rache ein. Ich schwor Rudolf den Tod und suchte ihn später in jedem Winkel der Burg. Er war aber schon fort mit seinen schäbigen Gesellen, und mein Racheschwur blieb vorerst unerfüllt.

In der Stadt Mainz

Hatte es zu Beginn des Frühlings noch ein paar sonnige Tage gegeben, so setzte in der zweiten Frühlingshälfte ein Regen ein, der nicht mehr enden wollte. Die Menschen fürchteten, Gott habe sich für alle Zeiten über sie erzürnt und werde eine neue Sintflut schicken.

Die Wege waren aufgeweicht wie Moorpfade, und wir versanken oft in Lehm und Dreck bis an die Knie. Das Fortkommen kostete uns viel Kraft, und die Vorräte, die wir von Meinhard von der Pegnitz reichlich mitgenommen hatten, gingen schnell zur Neige. So wurde der Hunger wieder zu unserem treuesten Begleiter.

Am schlechtesten von uns allen ging es Maria und Odo, die in ihrer Trauer um Johann keiner trösten konnte.

Manchmal bat ich Odo, mir etwas von seinem Vater, seiner Mutter und dem Johann zu erzählen. Vor allem fragte ich ihn danach, warum er und Johann der ganzen Welt verschwiegen hatten, daß sie Brüder waren. Aber Zwerg Odo schwieg beharrlich zu allen Fragen, und ich spürte, daß er trotz seiner jungen Jahre etwas Schreckliches erlebt haben mußte, worüber er nicht sprechen konnte.

Einmal nur sagte er zu mir: »Der Herr straft jeden für seine Sünden, nun hat auch mich seine Rache ereilt!«

»Du bist so alt wie ich«, entgegnete ich ihm, »soviel wirst du nicht gesündigt haben können, daß dich so grausam die Rache des Allmächtigen trifft! Schau, ich bin mit meiner Schwester meinem Vaterhaus entflohen, und der Herr hat Mitleid mit mir und läßt mich fröhlich die Flöte blasen!«

»Ja, aber du hast deinen Vater aus Angst um deine Schwester verlassen, nicht aus Haß wie ich«, sagte daraufhin Odo und fügte noch hinzu: »Ich bin die Sünde, darin unterscheidet uns der Allmächtige!«

»Du die Sünde?« Ich verstand kein Wort.

Zwerg Odo begann daraufhin zu schluchzen, und ich hörte ihn nur immer wiederholen: »Frag mich nicht nach der Sünde! Schau mich nicht an, mich häßlichen Zwerg, und frag mich nicht nach der Sünde!«

Fortan ließ ich ihn in Ruhe und fragte nicht mehr nach seinem Vater und seiner Mutter. Erst viel später sollte ich erfahren, was ihn so schrecklich gequält hatte und welch dunkles Geheimnis er in seinem Herzen vor aller Welt verbergen mußte.

O kleiner Zwerg Odo! Ich bete jede Nacht für deine Seele, und ich bin mir sicher, daß gerade dich der Herr ins Paradies genommen hat, weil es nicht deine Sünde war, die du mit deiner Zwergengestalt zu büßen hattest, sondern die deines Vaters!

Eines Nachts – es ging ein rauschender Regen nieder, und wir nächtigten im Schutz des Karrens, den uns Meinhard zum Abschied geschenkt hatte – bekam Maria plötzlich hohes Fieber. Sie zitterte am ganzen Leib, atmete heftig, sprach unverständliche Worte, und ich begann schon um ihr Leben zu bangen. Am Morgen ließ das Fieber aber nach, und sie schlug die Augen auf.

»Ich habe geträumt«, sagte sie mit schwacher Stimme, »daß die Welt ein einziger Fluß geworden war und wir alle auf dem Karren in die tiefsten Fluten abgetrieben wurden. Zum Glück schickte uns der Herr vom Himmel im rechten Augenblick den Johann, der uns ans trockene Land führte und so errettete!«

»Du hast im Fieber schlecht geträumt«, sagte ich. »Es hat heute nacht sehr stark geregnet, das wird dich im Traum geängstigt haben!«

»Ja«, sagte sie und lächelte, »und dennoch war der Traum für mich sehr schön, weil ich den Johann gesehen habe. Er war so fröhlich und so glücklich, als ob ihm nichts Böses hier auf Erden zugestoßen wäre!«

Daraufhin begannen Odo die Tränen über das Gesicht zu laufen, und Maria mußte ihm immer wieder aufs neue ihren Traum erzählen, er konnte ihn gar nicht oft genug hören.

Der ewige Regen und der Hunger begannen schließlich so sehr an unseren Kräften zu zehren, daß wir froh waren, als es Zabel eines Tages einfiel, in eine Stadt zu ziehen.

»Die Leute in der Stadt sind reicher als die in den Dörfern und lassen sich zur Kurzweil gerne etwas vorführen«, sagte er. »Außerdem können wir Maria dort zu einem Arzt bringen, damit er sie zur Ader läßt und sie von ihrem Fieber heilt!« Kuon fiel noch

etwas ein, und er meinte: »In der Stadt können wir auch schneller erfahren, wo es weitere Feste im Land gibt, und müssen nicht so ziellos umherirren!«

Wir machten uns sofort auf den Weg, und es ergab sich, daß wir nach wenigen Tagen die Stadttore von Mainz erreichten.

O welches Grausen durchfuhr mich, und wie staunte ich gleichzeitig, als wir die Stadt betraten, die man an den Flüssen Rhein und Main erbaut hatte! Ein großer Haufen stein- und holzgebauter Häuser, wie ich ihn noch nie gesehen hatte, säumte eng an eng die Gassen, daß einem angst wurde, die Mauern und Balken könnten plötzlich umstürzen und die Menschen unter sich begraben!

Die Gassen selbst, vom ewigen Regen aufgeweicht, stanken so voller Dreck und Kot zum Himmel, daß einem übel werden konnte. Dies war aber kein Wunder, gossen doch die Menschen ihren Unrat kübelweise aus den Fenstern, und man mußte ständig darauf achten, ob es über einem rauschte, und sich schnell ducken, wenn der Unrat in die Gasse flog.

Und trotzdem gab es so viele Menschen in den Gassen, als ob die ganze Welt nach Mainz gekommen wäre. Männer, Frauen, Kinder, Greise, Berittene, Händler und trunkenes Gesindel liefen in größter Eile hin und her. Und immer wieder stolperte man über Bettler, halbverhungerte, blinde, kranke, verkrüppelte Menschen, die nach etwas Speise oder Geld riefen. Zabel, der schon öfter so etwas erlebt hatte, erklärte mir, daran müsse man sich in einer Stadt gewöhnen, man müsse nur aufpassen, keinen der im Dreck liegenden Bettler mit dem Karren anzufahren, da es sonst einen großen Aufstand gäbe.

Maria und ich klammerten uns ängstlich aneinander, und ich betete im stillen zu Gott, er möge uns recht schnell aus dem Gewirr erretten.

Wir müssen nicht die einzigen Spielleute gewesen sein, die in der Stadt Zuflucht gesucht hatten, denn es dauerte lange, bis wir endlich eine Herberge fanden, in der noch niemand den Gästen zum Tanz aufspielte. Die Herberge war, so schien es mir, genauso tief in die Erde gebaut wie in den Himmel, und dort, unter der Erde, im Keller, mußten wir schlafen.

Nie werde ich die erste Nacht in diesem Keller vergessen, die noch schlimmer war als jene dunklen Nächte im tiefen Wald nach unserer Flucht! Da unser Wirt mit jeglichem Licht gegeizt hatte, mußten wir blind in der Dunkelheit umhertasten und uns auf dem harten, feuchten Boden dort schlafen legen, wo wir gerade standen.

Kaum hatten wir uns hingelegt, kamen auch schon Mäuse, Ratten und das ganze Ungeziefer aus den nassen Wänden heraus und machten sich an uns zu schaffen. Ich zitterte vor Angst am ganzen Leib und blickte so fest in die schwarze Dunkelheit, daß Schmerzensblitze in meinen Augen zu zucken begannen und ich plötzlich den Teufel sah, wie er höhnisch lachte und rief: »Nun wirst du deine Sünden büßen, die du gegen deinen Vater begangen hast!«

Er hatte noch nicht zu Ende gesprochen, da erschien mein Vater und wollte wütend mit dem Fuß nach mir treten. Es war aber zum Glück nur ein Traum, den ich wachen Auges in die Dunkelheit hineinträumte, während mir vor Furcht das Herz bis zum Hals schlug.

Am nächsten Morgen baten wir den Wirt um eine Fackel für die Nacht, die er uns aber in seinem Geiz verweigerte. So sammelten wir selbst, wo es nur ging, brennbaren Abfall und machten daraus ein kleines Feuer. Das Feuer hielt uns zwar die Ratten und die Mäuse vom Leib, hatte aber den großen Nachteil, daß es schrecklich qualmte, so daß uns allen die Augen tränten und wir schlimmer husteten als in meinem Vaterhaus in Schattal.

Unser Leben in der Herberge war auch sonst nicht sehr erfreulich, denn der Geiz des Wirtes übertraf alles, was wir je erlebt hatten. Während er den zahlenden Bürgern auftrug, daß die Schüsseln überliefen, mußten wir ihn um unsere Speisen ständig ermahnen, obwohl wir jeden Abend wie verabredet seine Gäste aufs beste unterhielten.

Hinzu kam, daß er eines Tages unseren Karren in Verwahrung nahm, weil wir ihm angeblich noch Geld für das Nachtlager im Keller schuldeten. Zabel versuchte ihm daraufhin mit dem Richter zu drohen, denn am Anfang hatte es geheißen, wir müßten für unser Lager und die Speisen gar nichts zahlen, aber darüber konnte der Wirt nur lachen. »Hat schon jemals ein Bürger dieser Stadt erlebt«, meinte er, »daß ihn ein Vogelfreier vor den Richter gebracht hat?«

Der Wirt hatte recht, denn wir Spielleute waren zwar überall gern gesehen, aber doch nichts Besseres als Landstreicher, mit denen jeder machen konnte, was er wollte.

So begannen wir alle zu überlegen, wir wir uns retten könnten. Ohne den kostbaren Karren wollten wir nicht weiterziehen, und wir hätten auch gar nicht gewußt, wohin, da wir weder zu Vorräten noch zu Geld gekommen waren. Weiter in dem verrauchten und nassen

Keller bleiben konnten wir aber auch nicht, denn Maria spuckte schon Blut beim Husten und brauchte dringend einen Arzt. Schließlich war es Zabel, der einen Ausweg fand.

O welche Toren waren wir, als wir seinem Vorhaben zustimmten! Wir erkannten nicht, auf welch schwere Sünde gegen den Herrn wir uns da einließen, und dabei hätten wir nur auf Maria hören müssen, die gegen ihn zu sprechen versuchte! Aber Zabel konnte schlau reden, und als er immer wieder erklärte, daß es keinen anderen Ausweg gäbe, unser und vor allem Marias Leben zu retten, waren am Ende alle unsere Bedenken verflogen.

Gleich am nächsten Tag sprang Zabel in der Herberge auf eine Bank, streckte beide Arme aus und rief: »Hört, hört, Leute! Hört den ewigen Regen draußen, wie ihn die Menschheit seit der Sintflut noch nie erlebt hat! Heute nacht ist diesem Unschuldsmädchen hier im dunklen Keller der Herr selbst erschienen und hat es durch seine Herrlichkeit und Gewalt für immer geblendet, um es auf diese Weise seine Wunder sehen zu lassen! Der Herr hat diesem Kind folgendes gezeigt: die Erde war ein reißender Strom, und die Menschheit trieb in diesem Strom, um Hilfe schreiend, betend, wimmernd, alle Sünden bereuend!«

Die Menschen in der Herberge rückten näher an Zabel heran und schauten ängstlich mal auf ihn, mal auf Maria, die so tat, als ob sie blind wäre.

»Doch alles Schreien, Beten, Wimmern«, sprach Zabel weiter und mit einer solchen Gewalt in der Stimme, daß sogar ich zeitweilig an seine Worte glaubte, »nützte keinem! Der Strom trieb direkt in das offene Maul des Teufels, und alle Welt stürzte hinab in seinen glühenden Schlund! Das zeigte unser Herr diesem Unschuldskind hier, und es fiel vor ihm auf die Knie und betete für alle Menschen! Da gab der Herr ihm ein Zeichen, daß es jedem Menschen, der Gutes auf Erden tut, seine Hand aufs Haupt legen soll. Ist dieser Mensch der Errettung wert, so erscheint auf seiner Stirn ein rotes Feuermal, und er ist vor dem Untergang der Welt gerettet!«

Nun begannen alle in der Herberge, nach der Rettung zu rufen. Jeder wollte, daß Maria seine Stirn berührte und er das Mal bekam, zumal von der Stadtmauer gut zu sehen war, wie die Flüsse durch den vielen Regen an Gewalt zugenommen hatten und bald aus den Ufern zu treten drohten. Kuon nahm Maria an der Hand und führte sie von Mann zu Mann, und wer gutes Geld zu zahlen wußte, an

dessen Stirn erschien nach Marias Berührung nach und nach ein roter Fleck.

Das versetzte alle in Verwunderung, außer uns, denn es war Kuon, der den Leuten unbemerkt ein Pulver an die Stirn drückte, während er Marias Hand führte. Das Pulver preßte er aus einer bestimmten Pflanze und verwendete es sonst bei seinen Zaubereien dazu, Wasser in Schüsseln blutrot zu färben.

Auch der Wirt kam auf Knien zu Maria gekrochen und bekam sein rotes Feuermal. Sogleich mußten wir aus dem Keller ausziehen und bekamen eine schöne Kammer hoch unter dem Dach. Von Geld wollte der Wirt mit einemmale gar nichts mehr hören, und unseren Karren bekamen wir auch zurück. Er erbat sich nur, überall erzählen zu dürfen, welch großes Wunder in seiner Herberge geschehen sei, damit die Leute zu ihm strömten.

Wir beschlossen untereinander, noch einige Tage zu bleiben, mehr Geld zu sammeln und dann schleunigst Mainz zu verlassen, zumal in Frankfurt in der Sommerzeit, zum 29. Juli, ein großes Turnier angesagt war, das wir nicht versäumen wollten.

Der Brand

Aus den wenigen Tagen wurden dann lange Wochen, weil das viele Gold und Silber uns blendete. Wir wollten immer mehr davon haben und wurden schließlich in unserer Gier unersättlich. Aber der Herr sollte sich dafür an uns rächen. Doch ich will der Reihe nach berichten.

Maria ging es bald besser, denn ein Arzt hatte sie zur Ader gelassen und ihr eine Medizin gegeben. Kuon, Wirnt, Zabel, Odo und ich mußten sie trotzdem jeden Abend aufs Neue überreden, die blinde Seherin zu spielen.

»Der Teufel wird mich für diesen Betrug in die Hölle holen«, sträubte sie sich, »und nie werde ich an Johanns Seite mein Glück im Himmel finden!«

Ich fühlte in meinem Herzen, daß Maria recht hatte, aber die vielen Silber- und Goldstücke, die jeden Abend in unseren Säcken klimperten, nahmen mir meinen ganzen Verstand. »Sei unbesorgt, liebe Schwester«, versuchte ich sie zu beruhigen, »der Herr schickt wirklich eine große, neue Sintflut, und die Menschen sollen büßen! Du selbst hast doch von einem großen Wasser geträumt und daß uns der Johann errettet hat!«

»Ja«, sprach sie, »doch bin ich nicht auf den Gedanken gekommen, den Menschen ein Zauberpulver an die Stirn zu drücken, ihnen das ewige Heil zu versprechen und dafür noch Gold und Silber zu verlangen!«

»Der Herr wird nichts dagegen haben, wenn die, die mahnen, von den Sündern belohnt werden. Wir öffnen ihnen doch schließlich die Augen und führen sie so zu ihrem Heil«, sagte Zabel und fügte noch hinzu: »Außerdem werden sie nicht durch das Blutmal an der Stirn gerettet, sondern durch das Gebet, das sie fortan zum Herrn sprechen.«

So und ähnlich versuchten wir meine Schwester zu überreden, und

es blieb ihr nichts anderes übrig, als weiterzumachen, zumal wir beim Anblick des vielen Goldes von fernen Ländern, vielem Essen und schönen Palästen träumten und uns bald gar nicht mehr vorstellen konnten, wieder arm zu sein.

Doch bevor uns der Herr für unsere Sünden bestrafte, geschah noch etwas, worüber ich nicht versäumen darf zu berichten.

Da wir nun nicht mehr im Keller hausten, konnten wir aus dem Fenster unserer Kammer ein großes Gebäude sehen. Zabel erklärte mir, es sei ein Haus Gottes, das man für unseren Herrn prächtig hergerichtet habe und in dem sich die Menschen zum Gebet versammelten.

Ich hatte noch nie ein so großes Gotteshaus gesehen und beschloß daher, es zu besuchen. Maria wäre gerne mitgegangen, mußte aber in der Herberge bleiben, weil wir Angst hatten, es könnte jemand entdecken, daß sie nicht wirklich blind war. Kuon, Wirnt und Zabel zogen es vor, auf dem Jahrmarkt mit dem vielen Geld zu prassen oder sich dafür zu vergnügen. Lediglich Odo wollte mich begleiten.

Welches Staunen ergriff uns, als wir den mächtigen Raum des Gotteshauses, das man in Mainz den Kaiserdom nannte, betraten! Er erhob sich beinahe bis in den Himmel, und ich erschauerte vor der Größe Gottes, der den Baumeistern erlaubte, die Steine in so schwindelerregende Höhen zu mauern.

Der ganze Raum war von Wohlgerüchen der herrlichsten Art erfüllt, überall erhellten Kerzen das Dunkel, und von den heiligen Bildern des Altars schaute uns der Herr mit seinen Engeln wie lebendig an.

Als wir so in die Betrachtung des Doms versunken waren, vernahmen wir mit einemmal eine solch schöne Musik, daß ich glaubte, das Paradies kündige sich an. Da die Musik aus allen möglichen Richtungen des großen Raums kam, entdeckten wir erst nach einer Weile, daß ein paar in lange Gewänder gekleidete Männer in einer Nische neben dem Altar einen Chorgesang angestimmt hatten. Wir hörten ihnen völlig gebannt zu, bis sie schweigend, mit gefalteten Händen und gesenkten Häuptern, durch eine uns nicht einsehbare Tür den Raum verließen.

Welch schöne Klänge hatte mein Ohr vernommen, wie rein und heilig hatten sie den großen Raum des Doms ausgefüllt! Ich erzitterte am ganzen Körper, fiel auf die Knie und betete voller Dankbarkeit zum Herrn, daß er mich so etwas Herrliches hatte hören lassen.

In der Herberge berichteten wir Maria von dem Erlebnis.

»Der Herr bestraft mich für meine Sünden«, meinte sie traurig, »sonst hätte er mich die Musik auch hören lassen!«

Ich überlegte mir, wie ich sie trösten konnte, und dachte, daß es ihr vielleicht gefallen würde, die Melodie, die mir immer noch in den Ohren klang, auf der Flöte zu hören. Ich begann also zu spielen, und wenn auch die Melodie auf der Flöte nicht so mächtig und so herrlich klang wie im Dom, so war es doch plötzlich eine ganz andere Musik als die, die ich sonst spielte, und sie stimmte uns alle sanft und froh.

Es dauerte nicht lange, und ich erfand selber viele ähnliche Melodien, und wenn Kuon und Maria am Abend allen Rettungssuchenden ihr Mal an die Stirn gedrückt hatten, spielte ich sie den Herbergsgästen vor. Die Leute hörten mir gerne zu und meinten, ein Engel müsse mich beim Spielen leiten, damit ich den Herrn mit so schöner Musik preise. Sie zahlten dann auch gerne noch ein paar Münzen mehr, und auf diese Art und Weise kamen wir bald zu sehr viel Geld und wähnten uns so reich wie die Könige der Welt.

Da geschah eines Abends, daß der Herr allem ein jähes Ende setzte. Und das kam so: Kuon führte Marias Hand wie gewohnt von Stirn zu Stirn und nahm, leise Dankesworte murmelnd, die Münzen fleißig entgegen. Plötzlich fiel ihm eine der Münzen zu Boden, worauf ein Herbergsgast eine Fackel von der Wand holte, um den Boden zu erhellen. Dabei geriet er aber mit dem brennenden Licht unglücklicherweise so nah an Maria, daß diese erschreckt zusammenzuckte und ihr Gesicht mit den Händen bedeckte.

In der Herberge wurde es augenblicklich totenstill.

»Sie ist gar nicht blind!« rief jemand und riß eine neue Fackel von der Wand, um es allen zu beweisen. »Alles Betrug!« schrie ein anderer. »Nehmt ihnen die Münzen ab!«

Man sprang gleich über Bänke und Tische und wollte uns an den Kragen. Wir wehrten uns, es entstand ein heilloses Durcheinander, und dabei muß ein Tischlicht zu Boden gefallen sein, denn plötzlich brannte das Stroh, das überall herumlag. Rauch und Feuer erfüllten die Herberge, und jemand rief in großer Angst: »Gott straft uns alle!«

Das Feuer war es am Ende, das uns rettete, weil sich jeder vor den Flammen in Sicherheit bringen wollte und keiner mehr auf uns achtete. Irgendwie gelangten wir zur Tür und konnten in den Abend entfliehen. Wir schlugen uns zum Tor durch, von dem wir hofften, daß es noch geöffnet sei, und hatten Glück. Bevor uns jemand stellen konnte, verließen wir die Stadt und flohen in den nahegelegenen

Wald. Dort hetzten wir von Baum zu Baum, stolpernd, vor Angst überall Verfolgerstimmen hörend, bis wir keine Kraft mehr hatten.

Nun kam die bittere Abrechnung für unsere Sünden. Maria begann wieder zu husten und war so entkräftet, daß wir sie abwechselnd tragen mußten. Unser Karren war in der Herberge geblieben, auch unser ganzes Gold und Silber und unsere gesamte Habe. Wir hatten nur das wenige retten können, was wir bei uns hatten, und das waren meine Flöte, Zabels Trommel und die paar Münzen, die Kuon vor dem Unglück eingesammelt hatte.

So hatte der Herr das Schicksalsrad gewendet und uns gezeigt, daß er in seinem Namen keinen Betrug duldete.

Die Zeltstadt vor Frankfurt

Aus Angst, man würde nach uns suchen, versteckten wir uns noch einige Tage im Wald und ernährten uns von Wurzeln und selten einmal von einem Tier, das Kuon in die aufgestellte Falle gegangen war.

Wir waren in einem einzigen Augenblick vom höchsten Reichtum in das tiefste Elend gestürzt, so wie es jedem Sünder geschieht, der über die Zeichen des Herrn Lügen verbreitet. Ich verfluchte mich dafür, daß ich die Liebe meiner Schwester mißbraucht hatte, und schwor mir, Maria niemals wieder zu einer Sünde zu überreden, hatte sie doch alles vorausgesehen und uns vor dem Unglück gewarnt.

Als wir glaubten, daß die Gefahr gebannt sei und uns keiner mehr suchen würde, wagten wir uns aus dem Wald heraus und gerieten bald an den Fluß Main. Wegen der langen Regenzeit war er weit aus seinem Bett getreten und hatte Wiesen und Äcker unter Wasser gesetzt.

»Wenn wir diesen Fluß aufwärts wandern, kommen wir nach Frankfurt«, wußte Zabel. »Frankfurt ist eine große Stadt, dort können wir unser Glück aufs neue versuchen!«

»Womit denn?« fragte Wirnt. »Meine Fiedel ist in der Herberge verbrannt, und Kuon hat von seinen Zaubereien gar nichts retten können.«

»Andere Stadt, anderes Glück«, sagte daraufhin Zabel und schaute meine Schwester mit seinen dunklen, kleinen Augen vielsagend an.

Ich begriff. »Maria wird nicht noch einmal Lügen über die Wunder des Herrn verbreiten«, sagte ich entschlossen.

»Sie muß gar nichts tun«, entgegnete Zabel, »ich halte doch die Reden, sie muß nur die Blinde spielen!«

»Du redest in ihrem Namen, und dafür bestraft uns der Herr alle! Haben wir nicht genug Leid erfahren?«

»Sie hätte nicht vor der Fackel erschrecken dürfen!«

»Hast du vergessen, was ihr Helprich angetan hat?«

»Sie hätte ihn nicht herausfordern dürfen!«

»Hurensohn!«

Hier griff Maria ein und flehte uns an, mit den Beschimpfungen aufzuhören. Zabel jedoch war so in Wut geraten, daß er nach ihr treten wollte, damit sie sich nicht weiter einmischte. Das machte mich rasend, ich warf mich auf Zabel, und im Nu prügelten wir uns so heftig, daß es böse geendet hätte, wenn nicht Kuon und Wirnt dazwischengegangen wären.

So sah unsere Wanderung nach diesem Streit nicht besonders freudig aus. Es kostete außerdem viel Mühe, den aus den Ufern getretenen Main entlang zu gehen. Immer wieder kamen wir an elenden Dörfern vorbei, wo alle Felder vom Wasser überflutet waren und die Menschen verzweifelten, da die Saat verfaulte. Es war auch für die Jahreszeit immer noch zu kalt, und mannigfaltige Krankheiten peinigten die Menschen und rafften das Vieh dahin. Die Zeichen mehrten sich, daß uns allen ein neues, großes Hungerjahr bevorstand.

Zabel, der zum erstenmal im Leben soviel Geld gehabt hatte, daß er sich hatte sattessen können, und dann immer noch genug hatte, um damit überall zu prassen, wollte sich mit dem Elend, in das wir alle geraten waren, nicht mehr abfinden.

Tagtäglich sprach er nur von einem, nämlich nach der Stadt Frankfurt zu gelangen, Marias angebliche Gottesvisionen zu verbreiten und Gold und Silber anzuhäufen. Ich stritt mich deshalb immer heftiger mit ihm, und es dauerte nicht lange, da waren Kuon und Wirnt auch gegen mich.

So kamen wir endlich zu der Stadt Frankfurt am Main, wo die Großen des Landes zu einem Fest und einem Turnier am 29. Juli aufgerufen hatten.

Was meine Augen hier zu sehen bekamen, war schier unglaublich. Ich Tor hatte schon geglaubt, auf der Burg Meinhards den Überfluß und die Prachtentfaltung des Menschen erfahren zu haben. In Frankfurt wurde ich eines Besseren belehrt.

Schon von weitem sah man, vom Fluß sich erhebend und bis an die Stadtmauern reichend, so viele Tausende von bunten Zelten, daß man meinte, Schmetterlinge würden die Mauern der Stadt belagern. Wie ich später erfuhr, müssen sechzigtausend Ritter dem Ruf nach Frankfurt gefolgt sein. Es waren anwesend die Herzöge von Sachsen,

Franken, Niederlothringen, Oberlothringen, Schwaben, Bayern und Gäste aus Königtümern der ganzen Welt, die wiederum ihre besten Rittersleute mitgebracht hatten.

Für fahrende Leute wie uns waren Stellen an den Toren der Stadt eingerichtet, wo wir uns melden mußten und wo man uns in bestimmte Bezirke der Zeltstadt einwies. Außerhalb dieser Bezirke war es uns unter Androhung der Festungshaft verboten zu spielen. Damit sollte vermieden werden, daß zu viele Spielleute auf einem Fleck ihre Possen trieben.

Wir wanderten durch viele Zeltbezirke, bis wir den uns zugewiesenen erreichten, und wir sahen Erstaunliches. Da hatte man große Zelte aufgebaut, die nicht für Menschen gedacht waren, sondern für das Hornvieh, das an den Abenden gebraten werden sollte. Hühner liefen überall in solchen Mengen herum, daß man meinen konnte, wir seien im Paradies des Herrn angekommen. Lediglich der vom vielen Regen aufgeweichte, dreckige Boden, in den man immer wieder tief versank, sprach dagegen.

Ständig kamen zwischen den Zelten Ritter auf ihren Rössern angesprengt, und man mußte dann geschwind zur Seite springen, um sich vor den Hufen der Pferde zu retten. Und welche Pracht war hier zu bewundern! Schilder mit den wundersamsten Bildern, mit fliegenden Adlern, brüllenden Löwen, ja sogar mit ganzen Bildergeschichten! Lanzen aus bestem Eschenholz, die später im Kampf mit lautem Getöse zerbarsten, ohne den Feind ernsthaft zu verletzen. Panzerhemden, Rüstungen, goldbeschlagen und unbezwingbar, prachtvolle Helme, die nach neuester Mode den ganzen Kopf schützten und nur einen engen Schlitz zum Sehen hatten. Schwerter mit kostbaren Steinen am Griff und seltsamen Verzierungen in der Blutrinne. Die Rosse selbst geschützt mit Platten und reichlich geschmückt mit Kleinodien!

In den Zeltbezirken hatte man sogar an ordentliche Zelte für die Spielleute und an Speisen und Getränke gedacht. Nachdem wir uns in unserem Zelt eingerichtet und Kuon und Wirnt reichlich zu essen und zu trinken geholt hatten, erfaßte mich eine wahre Lust zum Flötenpfeifen, und ich spielte ein fröhliches Lied. Zabel, Kuon, Wirnt und Odo stimmten sogleich ein, und nur Maria schwieg und blieb traurig.

»Willst du dich nicht daran erfreuen, was uns der Herr genießen läßt?« fragte ich erstaunt.

Sie sah mich ernst an und antwortete mir dann: »Ich mußte gerade daran denken, daß vielleicht Vater, Mutter und die Geschwister in Schattal vor Hunger gestorben sind.«

»Vater?« fragte ich erbost. »Erinnerst du dich nicht daran, wie er dich getreten hat und dich sogar über den Berg in den Tod wegführen wollte?«

Anstatt mir zu erwidern, verließ Maria das Zelt, und wir alle hörten sie wenig später ein trauriges Lied singen, eines, das wir unterwegs von einer Mutter gehört hatten, die ihr totes Kind begraben mußte.

Enrico Sforza

In unserem Zeltbezirk herrschte der Ritter Hugo von der Kien, der aus Österreich kam und für seinen Mut und seine Tapferkeit berühmt war. Er hatte im Jahre des Herrn 1202 an der Seite des großen Enrico Dandolo den ruhmreichen Kreuzzug gegen die Heiden bestritten und wußte an einem Abend, wenn er genug Wein getrunken hatte und guter Laune war, viele abenteuerliche Geschichten zu erzählen.

Hugo von der Kien war sehr geachtet, und jeder von Rang und Namen grüßte ihn. Sein Gefolge bestand aus mehr als zweihundertfünfzig Mann, so daß weit und breit in unserem Bezirk nur Zelte des Hugo von der Kien zu sehen waren.

Beim Anblick dieser Macht und Größe begannen wir uns Sorgen zu machen. Wie sollten wir, nachdem Kuon und Wirnt alle ihre Sachen in Mainz verloren hatten und Johann tot war, vor einem so großen Ritter auftreten und ihn zufriedenstellen? Zum Glück wurden wir nicht sofort gefordert, sondern konnten zunächst von einer Erhöhung neben der Stadtmauer dem Turnier zuschauen, das auf einer höhergelegenen Mainwiese geritten wurde.

Hunderte von Rittern stürmten in sorgfältig zusammengestellten Scharen aufeinander. Anfangs geschah dies in so schön geordneten Reihen, daß es fürs Auge eine Pracht war, dann, je länger die Attacken und Kämpfe dauerten, geriet die ganze Ordnung durcheinander, und man sah nur noch Menschen und Pferde auf einem großen Haufen. Dazu gab es einen solchen Krach von berstenden Lanzen, ein so lautes Gewieher der verängstigten Pferde und ein solches Geächzte und Gestöhne der Rittersleute, daß einem angst und bange werden konnte.

Der Lärm ging so bis zum Nachmittag, erst dann erklangen Trompetensignale und beendeten den Kampf. Die Turniervögte hatten bis zum Abend unter den Rittern sehr viel Streit über den

mutigsten und besten zu schlichten, dann endlich hatte man sich auf den Sieger geeinigt: Es war der Ritter Hugo von der Kien.

Nun begannen wir uns erst recht zu sorgen, denn es war klar, daß der Ritter seinen Sieg groß feiern und viel Volk einladen würde.

So geschah es dann auch. Hugo von der Kiens Zelt wurde vorne und seitlich aufgemacht. Dann wurden unter freiem Himmel für die Gäste Tafeln angerichtet, die mit gebratenen und gesottenen Herrlichkeiten überhäuft waren.

An Hugos Tafel gab es wohl die größten Köstlichkeiten: Fische, Krebse, Muscheln, zarte Bohnen in Milch gekocht, dazu Soßen und Gewürze jeder Art. Weinfässer und große Bierkrüge wurden herangeschleppt, und das Volk strömte so zahlreich herbei, daß es uns schien, ganz Frankfurt habe sich bei Hugo von der Kien eingefunden.

Die Leute stürzten sich auf die Tafeln und die Weinpokale, und es gab nach kurzer Zeit überall ein ausgelassenes Treiben, so daß wir schon hofften, vielleicht überhaupt nicht aufspielen zu müssen.

Aber als es dunkel geworden war und Feuer und Fackeln den ganzen Zeltbezirk erhellten, verlangte Hugo von der Kien nach den Spielleuten, und wir mußten vor ihn treten.

»Nichts habe ich bisher von euch gehört«, sagte er erbost. »Kein Narr springt über die Tafeln und reißt seine Possen, keine Schalmei spielt auf und läßt die Leute tanzen! Ich laß euch an den Schwanz eines Ochsen binden, der soll dann mit euch den Main durchschwimmen!«

Ich begann mich schon umzuschauen, wie wir am besten fliehen könnten, als Zabel zu meinem Erstaunen einen Schritt nach vorne trat und erklärte: »Ihr würdet uns damit glücklich machen, mein Herr, denn uns traf ein so großes Unglück, daß der Schwanz eines schwimmenden Ochsen dagegen für uns das Paradies wäre!«

»Hört, hört!« riefen die Ritter an Hugos Tafel und forderten Zabel auf, über das Unglück zu berichten.

»Es war in der großen und schönen Stadt Mainz«, begann sogleich Zabel, »wo wir nach einem Fest beim allbekannten Meinhard von der Pegnitz, der uns reich und überreich beschenkt hatte, einkehrten. In der besagten Stadt gerieten wir in eine Herberge, in welcher uns der Wirt, ein herzensguter Mann, gastlich aufnahm.«

Maria und ich horchten bei dieser Lüge erstaunt auf und wunderten uns über Zabels große Frechheit. Er aber erzählte weiter, als ob er

die reinste Wahrheit berichtete, und Kuon, Wirnt und Odo machten dazu ganz ernste Gesichter.

»Dieser herzensgute Mann«, fuhr Zabel in seiner Rede fort, »hörte dieses Mädchen hier, genannt Maria, singen, dazu ihren Bruder, der hier steht, auf der Flöte spielen. Der Gesang und das Flötenspiel rührten den guten Mann zu Tränen, die er reichlich vergoß. Dann bot er uns Speisen und Getränke in Hülle und Fülle und Geschenke jeder Art an, nur damit die beiden fortan jeden Abend für seine Gäste sangen und spielten.

Das taten sie auch, wodurch aber eines Abends das große Unglück geschah! Während nämlich Maria sang und ihr Bruder sie begleitete, tropfte von einer Fackel an der Wand ein Feuertropfen auf den Boden, wodurch sich das dort liegende Stroh entzündete und später dann die Bänke und die Tische. Da aber nun alle Gäste ihre Ohren an die Musik und ihre Augen an das Mädchen verloren hatten, merkte dies keiner, und es brach erst ein großes Geschrei los, als schon die halbe Herberge brannte!«

Die zuhörenden Ritter und Damen schlugen sich vor Entsetzen die Hände vor den Mund und riefen, welch großes Unglück dies gewesen sein müsse.

Zabel wartete ab, bis man sich beruhigt hatte, und sprach dann weiter. »Wir versuchten zu retten, was es zu retten gab, aber das Feuer war fürchterlich. Kuon, unser großer Zauberer und Gaukler, verlor all seine geheimen Kisten und Kästchen, nichts ist ihm übriggeblieben. Wirnt, der Fiedler, sah seine schöne Fiedel niemals wieder, sie ward zur Asche. Ich behielt nur meine Trommel und Gott sei Dank meine Zunge. Odo, der Zwerg hier, hatte das größte Unglück von uns allen, ihm nahm das Feuer den geliebten Bruder, mit dem er manchen Spaß getrieben hatte.

Dieser Bruder nämlich, großer Ritter, den man Heinrich den Seiltänzer nannte und der manch einen Spaß auf dem Seil und auch auf rollenden Kugeln konnte, dieser Bruder versuchte Maria aus der Feuersbrunst zu retten. Sie hatte sich auf der Flucht kläglich in der Herberge verirrt und wußte nicht mehr ein noch aus. Heinrich rettete sie, ging jedoch selbst im Feuer elendig zugrunde.

So sind uns, großer Hugo von der Kien, nur noch zwei Freuden übriggeblieben, der Gesang dieses Mädchens und die Flötenmusik ihres Bruders!«

Zabel verneigte sich nach diesen Worten und trat hinter uns zurück.

Ehe ich mich überhaupt besinnen konnte, rief Hugo von der Kien zuerst und alle anderen Ritter und höfischen Frauen ihm nach: »Lasset uns den Gesang hören, die Flöte soll erklingen!«

Maria und ich schauten uns an und wußten, daß uns vor dieser Forderung nichts mehr retten konnte. Zabel hatte geschickt den Ärger des Hugo von der Kien abgelenkt, die Neugierde aller geweckt und uns beiden die Bürde aufgetragen, die Lage zu meistern.

Ich spürte, daß das Volk nach der Geschichte, die Zabel erzählt hatte, wenig Spaß an einer lustigen Musik gehabt hätte, und spielte deshalb auf der Flöte eine sanfte Melodie, wie ich sie im Kaiserdom zu Mainz gehört hatte. Es wurde sehr ruhig auf dem nächtlichen Platz, nur die Feuer flackerten, und ein leiser Wind strich über den Boden.

Nachdem ich eine Zeitlang gespielt hatte, vernahm ich Marias Stimme, wie sie leise, aber wunderschön hell in die Musik einfiel. Da ließ ich die Töne ein wenig schneller kommen, Maria klatschte zum Takt in die Hände, und die Menschen wurden immer fröhlicher und lustiger.

Schließlich klatschten alle mit, daß es weit über die Zelte schallte, und als wir eine kurze Pause machten, rief man uns von allen Seiten begeistert zu, und die Ritter und die höfischen Damen bedachten uns mit vielen Geschenken.

Eines davon war ein köstliches Ding, das ich zum erstenmal in meinem Leben sah und in das ich mich sofort vernarrte, nämlich ein kleiner Spiegel. Ich blickte im Schein eines Feuers hinein und entdeckte dort das Gesicht eines Jünglings mit dunkelbraun gelockten Haaren, braunen Augen, einer geraden Nase und einem wohlgeformten Mund, um den die ersten Barthaare sprossen. Mein Spiegelbild gefiel mir so gut, daß ich alles um mich vergaß und mir zulächelte, worauf Hugo von der Kien laut über mich zu lachen begann und mir zurief: »Vertraue dein Gesicht gut dem Spiegelglas an, dann kannst du es vielleicht als Greis wieder eintauschen!«

Die Gäste hatten nun etwas zu lachen, und ich war froh, als ich wieder meine Flöte blasen durfte und die Leute schließlich zu tanzen anfingen. Da flossen Wein und Bier in Strömen, und Zwerg Odo sprang über Bänke und Tische mit so lustigen Narreteien, daß sich die Menschen vor Lachen auf die Schenkel schlugen! Auch Maria wurde mit der Zeit fröhlich und sang wie ein Vogel am blauen Himmelszelt.

Doch plötzlich, mitten in dem schönen Lied ›Es hüpfete ein Mägdelein‹, hörte Maria auf zu singen, und durch das Volk ging ein angstvolles Raunen. Ich folgte dem entsetzten Blick meiner Schwester, und meine Flöte glitt mir lautlos aus den Händen: kaum zwanzig Schritte von uns entfernt stand im Widerschein des Feuers der Teufel persönlich. Um uns herum wurde es totenstill.

Lange Zeit bewegte sich der Böse, der in Ritterrüstung erschienen war, nicht. Erst nach einer geraumen Weile ließ er seinen brennenden Blick über das Volk schweifen, und wen er dabei anschaute, der versteckte voller Furcht sein Gesicht und bekreuzigte sich.

Schließlich blieb sein Blick auf Maria hängen. Die fiel auf die Knie und wollte auch ein Kreuzzeichen auf ihrer Brust machen, es gelang ihr aber nicht, so sehr zitterten ihre Hände.

Niemand hätte erwartet, was nun geschah: Der Teufel brach beim Anblick meiner verängstigten Schwester in ein lautes Lachen aus. Dann verstummte er plötzlich und wandte sich Hugo von der Kien zu.

»Was ist, mein Freund?« rief er, und er klang sehr erbost. »Erkennst du mich nicht wieder? Ich bin es, Enrico Sforza, auch genannt Enrico der Ohngesichtige! Willst du mich nicht grüßen, deinen alten Freund und Mitkämpfer gegen die gottlosen Muselmanen?«

Hugo von der Kien stand langsam von der Tafel auf und grüßte Enrico Sforza, wenn auch ohne eine einzige freundliche Regung im Gesicht. Das Volk aber begann zu flüstern und zu murmeln, vielen schien der Name Enrico Sforza bekannt zu sein.

Schon bald erfuhren wir mehr über ihn. Er kam aus dem italienischen Königreich, und zwar aus der Gegend von Mailand, sprach jedoch unsere Sprache so gut wie seine eigene. Sein Gesicht war in vielen Schlachten und Turnieren so oft verwundet worden, daß der Mund und die Wangen völlig durch Narben mißgestaltet waren. Außerdem fehlte ihm der größte Teil der Nase, und es gab statt dessen nur zwei Löcher an ihrer Stelle zu sehen.

Was sein Gesicht aber so fürchterlich machte, waren die Augen. In irgendeinem Kampf hatte man Sforza den Schädel derart zertrümmert, daß die Schläfenknochen schief zusammengewachsen waren und nun die Augen nach vorne drückten, was sie groß und stechend erscheinen ließ. Zusammen mit dem mißgestalteten Mund und der fehlenden Nase verliehen sie Sforza eine erschreckende

Ähnlichkeit mit dem Teufel, und ich kannte keinen, der ihm lange in sein teuflisches Gesicht schauen konnte, ohne Angst zu bekommen.

Er war keinem anderen Herrn verpflichtet, reiste von Turnier zu Turnier, führte einen ganzen Haufen von Bewaffneten mit sich und war überall sehr gefürchtet. Da auch er an dem Kreuzzug im Jahre des Herrn 1202 teilgenommen hatte, war er einst sehr reich gewesen, hatte aber alles durch seine Verwegenheit wieder verloren.

Nachdem Enrico Sforza Platz an der Tafel des Hugo von der Kien genommen hatte, beruhigten wir uns alle, und die Späße und Tänze gingen weiter. Da geschah es, daß Maria und ich, vom tanzenden Volk beim Flöten und Singen mitgezogen, ganz nah an die Tafel unseres Ritters gerieten. Dort hatte Enrico der Ohngesichtige schon einigen Wein genossen und gab sich sehr streitsüchtig. Mit einemmale packte er Maria bei ihren langen Haaren, zerrte sie zu sich über die Tafel und rief ihr lachend ins Gesicht: »Du bist eine schöne Magd, auch wenn du auf einem zu kurzen Bein herumhüpfst. Du solltest bei mir singen! Du wärst ein Schmuckstück an der Tafel des schönen Enrico!« Danach schickte er sich an, Maria mit Gewalt zu küssen.

Ich wollte dem Teufel in menschlicher Gestalt gleich an den Hals springen, aber Hugo von der Kien war schneller.

Er schlug ihm mit der Breitseite seines Schwertes so gewaltig auf sein Hinterteil, daß Sforza vor Schmerz aufschrie und Maria sogleich losließ.

»Merke dir«, rief ihm Hugo von der Kien wütend zu, »dieses Mädchen soll bei mir singen und sonst nichts. Wer sie anrührt, wird von mir verprügelt wie das letzte Lumpenpack!«

Enrico der Ohngesichtige verzog sein Gesicht zu einer fürchterlichen Grimasse, die wohl ein Lächeln sein sollte, und setzte sich wieder. Mir aber ging ein Schauer über den Rücken, und ich achtete darauf, nicht wieder mit Maria in seine Nähe zu geraten.

Wenn ich heute an die erste Begegnung mit Enrico dem Ohngesichtigen zurückdenke und daran, wie sehr er mir zum Verhängnis wurde, so spüre ich einen rasenden Schmerz in der Brust, als ob mein Herz in einer höllischen Glut verbrennen müßte!

Ich habe ihm vor dem allmächtigen Herrn tausendfache Rache geschworen, ich habe geschworen, ihm alle Glieder zu zerschlagen, geschworen, ihm seine teuflischen Augen – ja, vor allem die – aus dem Kopf zu stechen, und doch, liebe Blanche, werde ich heute bei

der Frage wahnsinnig, ob ich dann, als ich ihm endlich gegenüberstand, richtig gehandelt habe.

Das Gewitter

Das Fest Hugos von der Kien hielt an, bis es zu tagen begann. Der Wind hatte sich während der Nacht gelegt, und man spürte schon zu so früher Stunde, daß ein heißer und schwüler Tag bevorstand.

Völlig erschöpft fielen wir in unserem Zelt nieder und schliefen ein. Ich träumte, mein Vater hätte aus dem dunklen Wald um Schattal den Teufel in die Welt entsandt, um mich und Maria einzufangen und zurückzuholen. Schweißgebadet wachte ich um die Mittagszeit auf. Das Turnier stand in seinem zweiten Tag.

Die Ritter hatten entschieden, den Tag wegen seiner großen Schwüle mit Tjosten zu verbringen, also nicht in Scharen, sondern einzeln gegeneinander zu reiten. Unser Hugo von der Kien hatte an diesem zweiten Tag nicht viel Glück. Er wurde von einem kühnen Ritter aus Flandern aus dem Sattel gestoßen und mußte ein hohes Pfand an ihn entrichten, damit er wieder freikam. Das verdarb ihm seine Laune, und er wollte an diesem Tag keinen Gast sehen und keine Musik hören.

»Ich glaube nicht«, meinte jedoch Zabel, »daß der Ritter nur wegen des verlorenen Kampfes so bedrückt herumläuft.«

»Und was soll ihm sonst den frohen Sinn so verdorben haben?« fragte Wirnt.

»Ich habe heute nacht mitbekommen, wie Hugo von der Kien einen heftigen Streit mit seinem unerwarteten Gast ausgetragen hat!«

»Und worüber stritten sie?« wollte Wirnt wissen.

»Ich weiß es nicht genau, aber es muß ein alter Streit gewesen sein. Es ging um den letzten Kreuzzug, und es fiel der Name eines Abd-Al-Amur oder so ähnlich. Am Ende jedenfalls sagte Hugo von der Kien zu Enrico, er habe ein für allemal seine Schuld entrichtet, und Enrico solle sich zum Teufel scheren. Er könne ja bei den Juden Schulden machen, bei ihm werde er nichts mehr bekommen.«

»Hoffentlich beschützt uns der allmächtige Herr vor diesem

Menschen«, sage Maria. »Er hat mich gestern sehr erschreckt und verfolgte mich, trotz der Drohung unseres Ritters, ständig mit den Blicken!«

»Sei ohne Sorge«, sagte ich, »er wird sich nicht mehr vor die Augen des Ritters Hugo wagen, denn hier im Zeltbezirk herrschen Recht und Ordnung, und der Ritter wird uns schützen!«

Maria schlug ein Kreuz auf ihrer Brust, sah mich sorgenvoll an und meinte: »Möge der Herr deine Worte erhören!«

Da wir nun vor unserem Ritter nicht aufspielen mußten und Maria und die anderen nach der langen Nacht noch weiter im Zelt ruhen wollten, beschloß ich kurzerhand, in die anderen Bezirke zu gehen und meine Augen und Ohren offenzuhalten.

Hier und da rauchten vor den Zelten Feuerstellen, an denen die Burschen der Ritter, die Stalljungen und was sonst noch diente, verschiedene Spiele miteinander spielten oder Geschichten erzählten. Ich gesellte mich zu ihnen, blies manchmal ein Lied auf meiner Flöte und erfuhr die eine oder andere Nachricht.

So hörte ich zum erstenmal von dem grausamen Ende des Königs Philipp von Schwaben in Bamberg. Dort wurde er von seinem eigenen Schwiegersohn zur nächtlichen Stunde mit dem Schwert durchbohrt, und man sprach im Volk davon, daß dies unser Kaiser, Otto IV., selber in Gestalt des Schwiegersohns gewesen sei. Dazu soll ihm der Teufel durch seine bösen Kräfte verholfen haben, jedenfalls hörte man in dem Zimmer nächtelang ein wildes Geheule, und es hatte dort noch Tage später nach Schwefel gestunken.

In einem anderen Zeltbezirk ließ ich mir von einer fahrenden Schar zeigen, mit welch reichen Geschenken sie von ihren Herren bedacht worden war, und mir gingen die Augen über!

Sie hatten unzählige goldene Gefäße, seidene Kleider, Pelze, Ringe mit den buntesten Steinen und zum Schluß sogar noch drei Pferde von der edelsten Art geschenkt bekommen! Die Schar bestand allerdings auch aus fünfzehn Männern, darunter Harfen- und Posaunenspieler, Seiltänzer und Schlangenbeschwörer, und es gab sogar einen Bären, der zur Fiedel die tollsten Tänze ausführen konnte. Dagegen war unsere Schar von solcher Pracht und solchem Können weit entfernt. Und dennoch, als ich auf meiner Flöte ein fröhliches Lied blies, bei dem die Töne nur so hüpften, bat man mich, bei der Schar zu bleiben. Das freute mich, aber ich lehnte dankend ab.

Im nächsten Zeltbezirk bekam ich Trauriges und Erschreckendes darüber zu hören, welch schlimmer Hunger das ganze Land erfaßt hatte. Man erzählte mir die wahre Geschichte vom Schwarzen Eiermann, der von Dorf zu Dorf wanderte, den hungrigen Kindern Eier zeigte, sie auf diese Weise von den Hütten weglockte und dann erdolchte. So hat er Hunderte von Kindern um ihr Leben gebracht und sie anschließend bis auf Haare und Knochen verspeist. Erst in dem Dorf Fichtenwalde wurde man seiner habhaft, schlitzte ihm den Bauch auf, nagelte sein Gedärm an einen Pfahl fest und schleifte ihn, an einen Ochsen gefesselt, so lange um den Pfahl im Kreis herum, bis er sein elendes Leben aushauchte.

Man erzählte viel von einem Jungen namens Nikolaus, der von Dorf zu Dorf wanderte, sich in Lumpen kleidete und Asche auf sein Haupt streute. Nie hatte ihn jemand etwas essen oder trinken sehen, er selbst aber predigte unaufhörlich davon, daß der allmächtige Herr ihn allein durch seinen Geist sättigte und ihm jede Nacht erschiene, damit er den Menschen das baldige Ende der Welt verkündete. Es soll viele gegeben haben, die seinem Beispiel folgten und nichts mehr aßen und tranken. Doch der Herr im Himmel hatte nur wenige Auserwählte auf Erden bestimmt, und die Hungernden starben elendig an Entkräftung.

Solche und viele andere Geschichten hörte ich, während ich von Feuerstelle zu Feuerstelle, von Bezirk zu Bezirk wanderte, und es erschauerte mich. Welche Absichten hatte der Herr mit uns, und wie standen die Zeichen der Zeit? Warum ließ Gott Königsmörder, Kindsmörder, Muselmanen und den Teufel selber solches Unglück über die Menschen bringen? Konnte die Menschheit so viel gegen den Herrn gesündigt haben?

Versunken in solche Gedanken ging ich wieder zurück, als ich plötzlich in einem großen Zelt eine Sängerstimme vernahm, die mir sehr bekannt vorkam. Ich schaute in das Zelt hinein, und das Blut gefror mir in den Adern: ich erblickte Rudolf, den Mörder von Johann!

Augenblicklich erfaßte mich ein solcher Haß, daß ich mich hüten mußte, nicht in das Zelt zu stürzen, wo mich der erstbeste Rittersmann mit Sicherheit erschlagen hätte. Ich biß mir deshalb auf die Lippen, bezähmte mich, merkte mir das Zelt und lief schnell zu unserem Bezirk zurück. Dort traf ich Wirnt, Kuon, Zabel und Odo, wie sie mit ein paar Burschen um die Wette würfelten. Ich nahm sie

zur Seite und erzählte ihnen, was ich entdeckt hatte.

Daraufhin verlangten alle vier nach Rache, und wir machten uns auf den Weg. Am Zelt angekommen, mußten wir noch lange Zeit warten, da es drinnen lustig zuging und Rudolf zunächst nicht herauskommen wollte.

Als die Nacht anbrach, sah man in der Ferne den ersten Blitz zucken, dann wurde es ganz still unterm Himmel. Das den ganzen Tag erwartete Gewitter nahte. Ein leichter Wind kam auf, wie er immer einem Gewitter vorauseilt, dann zuckte der nächste Blitz, und bald hörte man den ersten Donnerschlag. Der Wind frischte auf und brachte Stimmengewirr aus den anderen Zelten. Wir schauten bange zum Himmel, wo schon der nächste Blitz zuckte und der nächste Donner rollte. Wir bekreuzigten uns angstvoll, und ich sandte ein Gebet zum Himmel, damit uns der Herr verschonte.

Dann endlich geschah, worauf wir die ganze Zeit gewartet hatten. Rudolf trat aus dem Zelt heraus und ging zur Seite, um ein Geschäft zu verrichten. Kuon, der stärkste von uns, packte ihn lautlos von hinten und drückte ihm mit der Hand den Mund zu, damit er nicht schrie. Dann schleiften wir ihn von den Zelten weg und warfen ihn zu Boden. Der Himmel erglühte von einem Blitz, den man in der Ferne in den bleigrauen Main einschlagen sah.

»Du wirst uns den Tod von Johann büßen!« zischte Zabel wütend und trat nach Rudolf. Ein dumpfer Donner rollte über die Zeltstadt, und im nächsten Blitzschlag, der den Himmel rot erfüllte, sah man Gestalten aus den Zelten rennen und hörte Pferde angstvoll wiehern.

»Ich war's nicht! Ich war's nicht, so wahr mir Gott helfe!« flehte uns Rudolf an. Wir jedoch begannen auf ihn einzuschlagen, und je mehr er flehte, desto wütender wurden wir. Wir traten auf ihn ein und prügelten ihn, bis er Blut spuckte, wir warfen uns auf ihn und würgten ihn, bis er aufhörte, um Gnade zu winseln. Ein mörderischer Rausch hatte uns erfaßt, und er wollte kein Ende nehmen.

Erst als ganz nah an der Zeltstadt ein Blitz niederfuhr, dem ein so mächtiger Donner folgte, daß uns vor Angst das Herz stehenblieb, kamen wir zur Besinnung, und es trat eine grausige Stille ein. Rudolf lag vor uns am Boden und rührte sich nicht. Ich ging auf die Knie und sah, daß er tot war.

Ein mächtiger Blitz fuhr samt einem ohrenbetäubenden Donner hinter die Mauern der Stadt Frankfurt, und der Himmel erglühte lichterhell. Zunächst geschah einige Atemzüge nichts, doch dann

setzte plötzlich ein so stürmischer Regen ein, wie ich ihn noch nie erlebt hatte. Zelte lösten sich aus ihren Verankerungen, und wir mußten unsere Kleider am Leib festhalten, damit sie uns nicht weggerissen wurden.

Wir verließen den schrecklichen Ort, von Sturm und Regen getrieben, und liefen zwischen aufgescheuchten Pferden, schreienden Menschen und umstürzenden Zelten zu unserem Zeltbezirk zurück.

Dort hatte der wütende Sturm schon einige Verwüstung angerichtet, aber unser Zelt stand noch. In einer seiner Ecken kniete Maria und betete. Als sie mich erblickte, bekreuzigte sie sich angstvoll und rief: »Mein Gott, Bruder! Wo warst du? Was hast du getan?«

Zabel kam meiner Antwort zuvor. »Der Herr hat es so gewollt! Wir haben Rudolf gefunden. Der Rache ist genüge getan worden, der Mörder von Johann lebt nicht mehr!«

Zu unserem großen Erstaunen erfreute Maria diese Nachricht jedoch gar nicht, im Gegenteil, sie begann fassungslos den Kopf zu schütteln, erhob sich von den Knien und kam auf uns zu. »Habt ihr Rudolf umgebracht?« fragte sie. Sie sprach die Worte so voller Entsetzen, daß wir uns unsicher anschauten.

»Sollten wir etwa den Mörder von Johann frei laufen lassen?« fragte ich. »Erinnere dich daran, wieviele Tränen du vergossen hast und wie schlimm sein Tod dich traf! Der Herr hat es so gewollt, sonst wäre er nicht in unsere Hände gefallen!«

Maria schaute mich lange an. Dann traten Tränen in ihre Augen.

»Was ist?« rief ich wütend. »Was starrst du mich so an?«

Maria wandte sich um, ohne mir zu antworten, ging zu unseren Sachen und holte dort den Spiegel, den mir Hugo von der Kien geschenkt hatte. Wortlos hielt sie ihn mir entgegen.

Ich schaute zögernd hinein und erschrak. Mein Gesicht sah schauerlich aus! Verzerrt war es wie eine Teufelsfratze, Blut und Schlamm hatten es verunstaltet, und in meinen Augen brannte der Haß!

Da ging ein Blitz über uns nieder, und sein krachender Donner warf uns vor dem Herrn auf die Knie.

»Der Herr wird uns strafen!« rief Maria und hob flehend die Hände zum Himmel. »O Herr, vergib ihnen, denn sie waren blind vor Rache!«

Und dann wandte sie sich zu uns und rief: »Ihr Narren, der Teufel

hat euch geführt! Woher wollt ihr wissen, daß Rudolf es war, der Johann umgebracht hat! Es ist doch bloß in jener schlimmen Nacht sein Name gefallen! O ihr habt so schwer vor dem Herrn gesündigt, sein ist die Rache, und sie wird euch treffen!«

Zabel wollte darauf etwas antworten, da aber riß der Sturm auch unser Zelt aus den Verankerungen, und der Regen ging über uns mit einer Wucht nieder, als ob er uns auspeitschen wollte.

Der Dolch

Es stürmte und regnete die ganze Nacht in Strömen. Wir schafften es nicht mehr, das Zelt aufzurichten, und verkrochen uns deshalb unter den zusammengestürzten Zeltwänden, die wir mühevoll mit den Händen festhielten. Als es tagte, hörte der Sturm endlich auf.

Nun konnte man erst übersehen, welche schlimmen Verwüstungen das Gewitter angerichtet hatte. Am Mainufer hatte der Blitz in eine Herde von kostbaren Pferden eingeschlagen. Ein Teil davon war sofort zugrunde gegangen, die anderen Tiere hatten sich in wilder Angst in den Fluß gestürzt, und man konnte sie nicht wiederfinden.

In Frankfurt selber war ein Blitz in die Behausung des Bertholt von Vißheim gefahren und hatte ihn samt seiner Dienerschaft getötet. Daß dabei nicht die ganze Stadt abgebrannt war, verdankte man dem starken Regen, der alle Glut im Keim erstickt hatte. Nun war allen klar, daß der Herr im Himmel den Kaiser, der auf dem Weg nach Katalonien war, hatte warnen wollen, da man gerade dem Bertholt von Vißheim nachsagte, daß er Otto dazu überredet hatte, Philipp von Schwaben zu ermorden.

In der Zeltstadt wußte keiner genau, wie es mit dem Turnier weitergehen sollte. Manchmal kam aus der Stadt die Nachricht, man wolle zum Lob des Herrn und zum Dank das Fest weiter feiern, manchmal hieß es dagegen, es sei beendet. Hugo von der Kien gab für seine Leute die Losung aus, die Zelte wieder aufzurichten, und schickte Boten in die Stadt, um sichere Nachrichten einzuholen.

Auch wir überlegten, was wir tun sollten.

»Ich will mit Kuon noch ein wenig zu den anderen fahrenden Leuten gehen«, meinte Wirnt. »Vielleicht bekomme ich eine neue Fiedel und Kuon neue Kästchen und Gefäße für seine Zaubereien. Dann können wir beim nächstenmal aufspielen wie in alten Tagen!«

»Eure Sachen könnt ihr auch noch woanders bekommen«, entgegnete ihm Zabel, der ständig zwischen den zusammengestürzten

Zeltwänden herumkroch und dort etwas suchte.

»Warum nicht hier?« fragte Wirnt. »Wo sonst gibt es noch so viele Spielleute auf einem Haufen?«

»Du bist ein Dummkopf!« sagte Zabel erbost. »Man wird Rudolf bestimmt schon gefunden haben, und man wird in jedem Zeltbezirk die Leute ausfragen. Wir sollten hier ganz schnell verschwinden!«

»Wieso verschwinden?« sträubte sich Wirnt. »Es hat uns heute nacht keiner gesehen, und das Unwetter wird alle Spuren beseitigt haben. Wer wird uns schon verdächtigen? Und wohin sollten wir gehen? Hier ist es doch am besten!«

»Die Zeltstadt wird bestimmt aufgelöst«, meinte Zabel, »und das ganze Volk wird nach Frankfurt strömen. Wir sollten vorher dort sein und uns eine gute Herberge aussuchen. Dann wird es uns an nichts mangeln!«

»Wie meinst du das?« fragte ich.

»Er meint«, erklärte Kuon, »daß Maria endlich wieder die blinde Seherin spielen soll!«

Ich sprang wütend auf und wollte Zabel an den Kragen gehen, als es hinter uns plötzlich laut wurde.

Eine Menge Volk, an der Spitze einige furchteinflößende Ritter auf hohen Rossen, kamen auf das Zelt des Hugo von der Kien zu. Einer der vordersten Ritter, ein großer Mann mit einem langen, schwarzen Bart, stieß mit seiner Lanze einen armseligen Mann vor sich her, der um Gnade flehte und ständig in den Schlamm fiel. Ein paar Schritte vor dem Zelt unseres Ritters blieb der Zug stehen.

Im gleichen Augenblick kam Hugo von der Kien aus dem Zelt heraus, um nach der Ursache des Lärms zu schauen. Als er den Ritter und das Volk sah, zückte er sein Schwert und rief: »Halt! Wer da? Bietet mir der Ritter seinen Gruß an, oder ist er mein Feind?«

Der Ritter, den Hugo von der Kien gemeint hatte, stieg von seinem Roß herab und übergab die Lanze seinem Knappen. »Ich komme als Freund und grüße Euch!« sagte er. »Man nennt mich Eilhart von Etzenbach!« Dann hob er beide Hände zum Gruß und zeigte so jedermann, daß er unbewaffnet war.

»Ich bin der Ritter Hugo von der Kien«, sagte unser Ritter, »und lasse Euch willkommen, tapferer Eilhart von Etzenbach! Was hat der Mann getan, der vor uns auf den Knien liegt? Ist es einer meiner Männer und hat er Euch irgendeinen Schaden zugefügt, dann werde ich ihn hart zu strafen wissen, dessen seid Euch gewiß!«

»Eure große Güte und Gerechtigkeit sind weit und breit bekannt, edler Hugo von der Kien«, sagte Eilhart von Etzenbach. »Deshalb will ich Euch auch ohne Umschweife antworten. Ich beschuldige diesen Mann, daß er den Spielmann Rudolf, der mir viel Kurzweil brachte, mit diesem Dolch hier getötet hat!«

Er ließ sich von seinem Knappen einen Dolch geben, den er Hugo von der Kien reichte. Dann fuhr er fort: »Der Mann jedoch bittet um Gnade und schwört, daß er den Dolch gestern beim Würfeln an einen Mann aus eurem Zeltbezirk verloren hat. Der Mann soll einer Spielschar angehören, die an Eurer Tafel auftritt!«

Ehe Hugo von der Kien dem Eilhart von Etzenbach eine Antwort geben konnte, sprang der Beschuldigte auf die Füße und rief: »Da ist der Mann, an den ich den Dolch verloren habe! Haltet ihn fest! Haltet ihn fest! Er flieht!«

Das Volk stürzte dem Mann hinterher, der fliehen wollte, bekam ihn zu fassen und schleppte ihn vor die beiden Ritter. Es war unser Zabel. Ich wagte nicht, Maria, Odo, Wirnt oder Kuon anzuschauen. Ich spürte nur, wie mir die Angst die Kehle zuschnürte, während ihn das wütende Volk auf die Knie zwang.

»Bist du dir sicher«, fragte Hugo von der Kien, »daß dies der Mann ist, mit dem du gespielt hast und der den Dolch gewonnen hat?«

»So wahr mir der allmächtige Herr im Himmel helfe! Man möge mir die Zunge stückweise herausreißen, wenn ich auch nur ein Wort gelogen habe!«

»Laßt den Mann los!« befahl unser Ritter. »Ich kenne ihn, er gehört wirklich zu meiner Spielschar. Heißt du nicht Zabel?«

»Ja, mein gütiger Herr«, sagte Zabel, stand auf und richtete sorgfältig seine Kleider zurecht, die ihm das Volk fast vom Leibe gerissen hatte. Dann meinte er: »Es war übrigens gar nicht nötig, mich so unsanft vor Euch zu bitten, großer Ritter Hugo von der Kien und tapferer Ritter Eilhart von Etzenbach! Ich hatte keineswegs die Absicht, den Zeltplatz zu verlassen! Ich war lediglich auf dem Weg, mir den Dolch anzuschauen. Laßt ihn mich sehen!«

Das Volk verstummte, denn jeder wunderte sich darüber, wie Zabel mit den Rittern redete, und wollte hören, was er nun angesichts des Dolchs sagen würde.

Mir selbst jagten viele Gedanken durch den Kopf, während Zabel den Dolch von allen Seiten betrachtete. Gehörte er ihm wirklich? Hatte er den ganzen Morgen nach ihm gesucht, und wollte er die

Zeltstadt deshalb so schnell verlassen, weil er ihn nicht gefunden hatte? Andrerseits – konnte er Rudolf damit erstochen haben, ohne daß wir es bemerkt hatten? Ich versuchte mich an Einzelheiten zu erinnern, es gelang mir jedoch nicht. Alles war so schnell geschehen, die Nacht war dunkel gewesen und wir in unserer Wut völlig ohne Besinnung.

Zabel drehte den Dolch noch ein paarmal in seinen Händen hin und her, gab ihn dann dem Ritter zurück und erklärte zum Erstaunen aller folgendes: »Dieser Mann hier spricht wahr, edle Ritter, ich habe den Dolch im Würfelspiel gewonnen. Allerdings – was soll ein so friedvoller Mensch wie ich mit einer so spitzen Sache anfangen? Ihr müßt wissen, edle Herrn, daß unsere Spielschar bei einem großen Feuersbrand in Mainz fast alle Habe, darunter eine Fiedel und viele Zaubersachen, verloren hat. Deshalb wollte ich gestern sofort den schönen Dolch in Münzen umtauschen und dafür ein paar nützliche Sachen kaufen, damit wir wieder alle zusammen aufspielen können!«

Zabel sprach mit einer derartigen Unschuldsmiene, daß viele unter den Leuten zu seinen Worten mit den Köpfen nickten, als ob sie deren Wahrheit bezeugen könnten.

Hugo von der Kien und Eilhart von Etzenbach ließen sich jedoch nicht beeindrucken und machten nachdenkliche Gesichter. »An wen hast du diesen Dolch verkauft? Kannst du ihn uns zeigen?« fragte Hugo von der Kien.

Zabel schaute sich in der Menge um und ließ seinen Blick prüfend über die vielen Gesichter gleiten. »Es tut mir leid, Herr«, sagte er schließlich. »Ich kann diesen Mann hier nicht finden. Aber er hat mir den Dolch für siebzehn Pfennige abgekauft, die habe ich noch bei mir!« Zabel kramte in seiner Rocktasche und holte das Geld hervor.

Das genügte Eilhart nicht, und er fragte, wie der Mann ausgesehen habe.

Zabel schloß die Augen und dachte nach. »Ich sah ihn nur recht kurz, mein Herr«, sprach er dann, »aber er hatte einen großen Kopf, wie ein Löwe, und eine dicke Nase, gänzlich rot, dazu noch dicke Lippen und ganz blutige Augen, die mich sehr erschreckten. Es schien mir auch, als ob er den Dolch ganz dringend für etwas brauchte. Er riß ihn mir fast aus den Händen und zahlte einen Haufen Geld, obwohl der Dolch noch nicht einmal die Hälfte von den siebzehn Pfennigen wert ist!«

»War dieser Mann alleine?« wollte Eilhart von Etzenbach weiter

wissen.

»Alleine?« wiederholte Zabel und ließ den Blick wie zufällig über mich, Odo, Kuon, Wirnt und Maria gleiten. »Das glaube ich nicht, edler Herr. Nachdem er den Dolch von mir gekauft hatte, eilte er zu ein paar anderen Männern, die hinter einem Zelt standen.«

»Berichte, wer diese waren«, sagte Eilhart von Etzenbach.

»Er lügt!« rief jemand aus dem Volk.

»Wer spricht so? Er komme zu uns nach vorne!« befahl Eilhart von Etzenbach.

Ein Mann schob sich nach vorne, und ich erkannte ihn sofort. Er gehörte zu Rudolfs Spielschar.

»Dieser Mann lügt!« wiederholte er. »Ich bin ein Mann aus der Spielschar von Rudolf und kenne diesen Mann von einer Schwertleite beim großen Meinhard von der Pegnitz! Unsere Spielschar und seine haben dort gespielt. In der Nacht kam es dort zu einer Rangelei, und sicher wollte dieser Mann jetzt an Rudolf Rache nehmen!«

Ich wollte schon nach vorne springen und aus mir herausschreien, daß dieses Lumpenpack in jener Nacht unseren Johann umgebracht hatte, aber Zabel stellte sich ganz erstaunt und meinte: »Ich war mit meinen Leuten ohne jeden Zweifel beim großen Meinhard von der Pegnitz, daß dort aber eine Spielschar unter einem Rudolf gespielt haben soll, ist mir neu. Nun war das Fest so groß, daß sicher eine zweite Spielschar spielen konnte, ohne daß wir davon erfuhren. Das können meine Leute, die dort hinten stehen, bezeugen!«

Man befahl uns, nach vorne zu treten, und obwohl uns der Mann aus Rudolfs Spielschar auf der Stelle erkannte, leugneten wir bis zum Schwur hin, daß wir den Rudolf und seine Leute je gesehen hatten.

»Nun gut«, meinte Eilhart von Etzenbach, »die Wahrheit wird sich noch herausstellen, wenn die Sache vor den Richter kommt!« Dann wandte er sich um und rief: »Bringt ihn her!«

Zwei Burschen, die eine Bahre trugen, kamen nach vorne. Sie stellten sie vor uns ab und zogen sich schnell zurück. Eilhart von Etzenbach riß sodann das Tuch weg, welches die Bahre bedeckte, und ein Aufschrei des Entsetzens ging durch das Volk.

Rudolfs Leichnam lag nackt vor uns. Er sah fürchterlich aus. Sein Kopf war so geschunden, daß ihm die Augen aus den Höhlen hingen, seine Eingeweide waren eingetreten, seine Arme und Beine blutig geschlagen, und unterm Herzen klafften mehrere Wunden von einem Dolch.

»Schaut her!« rief Eilhart von Etzenbach mit seiner mächtigen Stimme. »Kann ihn ein einzelner Mann so zugerichtet haben? Nein! Es müssen also mehrere Leute gewesen sein, und ich werde sie finden und der gerechten Strafe zuführen, so wahr mir Gott helfe!«

»Dabei will ich dir jeden Beistand gewähren!« sagte Hugo von der Kien und hob seine rechte Hand zum Schwur.

Plötzlich vernahm ich hinter mir einen erstickten Schrei. Ich drehte mich um und sah, wie Maria ohnmächtig zu Boden ging, blaß wie der Tod und voller Angstschweiß im Gesicht. Ich rief nach Wasser, und man holte es.

»Das war zuviel für das arme Mädchen«, sprach jemand, »man hätte es vor diesem Anblick schützen müssen!«

Das kalte Wasser, mit dem ich ihr das todesblasse Gesicht wusch, ließ sie wieder zu sich kommen. Ich sprach beruhigend auf sie ein, aber sie schaute durch mich hindurch, so als ob es mich gar nicht gäbe.

»Wir werden«, hörte ich Eilhart von Etzenbach zu Hugo von der Kien sagen, »nach dem Mann mit dem Löwenkopf suchen, hier und hinter den Stadtmauern. Solange wir ihn nicht gefunden haben, bleiben dieser Mann und seine Schar in ihrem Zelt!«

»Dafür verbürge ich mich mit meinem ritterlichen Wort!« sagte Hugo von der Kien. »Ich werde Wachen vor das Zelt stellen, bis Ihr wieder zurück seid! Es soll Gerechtigkeit geschehen!«

Danach ließ Eilhart von Etzenbach den Leichnam Rudolfs wieder bedecken und besprach sich mit den anderen Männern, wie sie den Mann mit dem Löwenkopf suchen wollten.

Da wir unser Zelt nach dem Sturm nicht wieder aufgebaut hatten, ließ uns Hugo von der Kien zu einem anderen Zelt bringen. Er stellte davor Wachen auf und drohte uns mit dem Tod, sollten wir uns aus dem Zelt wagen.

Im Zelt kam Maria wieder zu sich, sprach jedoch kein Wort mit uns und schaute nur den Zabel ängstlich an.

Ich stürzte mich sofort auf ihn und packte ihn an den Kleidern. »Sag, du Hundesohn«, zischte ich ihn an, damit mich die Wachen draußen nicht hörten, »war's dir nicht genug, daß wir den Rudolf zu Tode prügelten, mußtest du ihn auch noch stechen und den Dolch verlieren?«

»Ich war's nicht, ich schwör's beim allmächtigen Herrn!« flüsterte Zabel zurück. »Ihr hättet es doch sehen müssen, wenn ich ihm den

Dolch ins Herz gestochen hätte!«

»Wir sahen nichts, dafür war die Nacht viel zu dunkel!« meinte Kuon erbost. »Nun aber müssen wir hier warten, und was ist, wenn den Löwenmann keiner findet?«

»Sie werden uns in Frankfurt vor den Richter schleppen«, sagte Odo. »Ich habe dereinst in Nürnberg so etwas schon gesehen. Dort wird man Zabel hochnotpeinlich befragen, er wird die Wahrheit gestehen über den unglückseligen Dolch und auch über uns alle!«

Ich wußte nicht, was eine hochnotpeinliche Befragung war, und Odo mußte es mir erklären. »Sie werden ihn mit Fingerschrauben quetschen, bis er gesteht, und gesteht er hier nicht, so werden sie ihm alle Knochen auf der Streckbank ziehen, bis sie krachen, und gesteht er noch nicht, so werden sie ihn mit glühenden Zangen anfassen. Und spätestens hier wird er um Gnade winseln und dem Richter die volle Wahrheit sagen, sooft er sie nur hören will!«

Nach dieser Erklärung verfielen wir alle in ein tiefes Grübeln. Ich dachte verzweifelt darüber nach, ob der Herr uns nun endgültig strafen wollte für meine Sünden. Wäre es am Ende nicht besser gewesen, in Schattal zu bleiben und dem Vater zu gehorchen? Ich schaute besorgt zur Maria hinüber und sah, daß sie ihre blassen Lippen bewegte und leise betete. Mochte der Herr ihre Gebete erhören und uns aus dieser Not erretten!

Zabel starrte gleichfalls schweigend und finsteren Blickes vor sich her und wälzte irgendwelche dunklen Gedanken. Ich dachte daran, welch großer Haß ihn getrieben haben mußte, daß er noch heimlich mit dem Dolch auf den Rudolf eingestochen hatte! Dann ängstigte mich wieder der Gedanke, was uns erwartete, wenn man den Löwenmann nicht fand.

So ging die Zeit nur langsam und voller Qual über den Mittag hinweg, und es war wohl am späten Nachmittag, als Zabel plötzlich zum Zeltausgang kroch und vorsichtig nach draußen schaute.

»Die Wachen stehen nur vor dem Zelteingang«, sagte er. »Ihr wartet hier auf mich, ich bin sofort wieder zurück!«

»Du bleibst hier«, sagte ich. »Hast du nicht gehört, womit uns Hugo von der Kien gedroht hat, wenn einer von uns das Zelt verläßt?«

»Ja, das habe ich gehört«, antwortete Zabel, »aber mir ist auf einmal wieder eingefallen, wo ich den Löwenmann finden kann. Ich werde zu ihm gehen, damit er für mich spricht. Sobald unser Ritter nach mir fragt, sagt ihr ihm diese Nachricht!«

Er blickte nochmal schnell nach draußen und entschwand dann durch einen Spalt in der hinteren Zeltwand, ehe ihn einer von uns aufhalten konnte.

Der Schandpfahl

Eilhart von Etzenbach kam erst am Abend mit seinen Leuten zurück und begab sich sofort in das Zelt des Hugo von der Kien. Von dort vernahmen wir laute und aufgeregte Stimmen. Kurz danach holten uns die Wachen aus dem Zelt heraus, und nur Maria blieb auf ihrem Lager, da sie zu schwach war, es zu verlassen.

Die Ritter erkannten sofort, daß Zabel fehlte, wurden sehr wütend und fragten, wo er abgeblieben sei.

Keiner von uns traute sich zu antworten.

»Wo ist er?« rief Eilhart und zog sein Schwert.

»Er ging fort aus dem Zelt, gütiger Herr«, sagte endlich Kuon, »um genau wie Ihr den Mann mit dem Löwenkopf zu suchen. Ihm war inzwischen wieder eingefallen, in welchem Zeltbezirk er ihn gestern getroffen hatte, und er wollte ihn hier zu uns holen, damit er für ihn spricht!«

Kuon wollte noch weiter reden, aber Eilhart von Etzenbach ließ ihn nicht mehr zu Wort kommen.

»Verfluchtes Gesindel!« rief er. »Der Mann hat sich aus dem Staub gemacht, das ist offenbar! Ich und meine Leute haben in jedem Zelt vor den Mauern und in jedem Haus in der Stadt nach einem Mann mit einem Löwenkopf gefragt! Nirgendwo hat man ihn gesehen, nirgendwo kennt man ihn, und nirgendwo hat man von ihm gehört! Euch soll der Richter haben für diese Sündentat und später der Henker! Ihr seid des Todes!«

Dann wandte er sich zu Hugo von der Kien und meinte: »Ihr solltet diesem Gesindel nicht mehr vertrauen! Hier, in der Mitte des Zeltplatzes, solltet Ihr einen Schandpfahl aufstellen und sie mit eisernen Ketten daran fesseln, bis sie morgen in aller Frühe in der Stadt dem Richter zugeführt werden!«

»Dein Wille geschehe, edler Eilhart von Etzenbach!« sagte Hugo von der Kien. »Sie werden an den Schandpfahl gekettet, bis man morgen

die Stadttore geöffnet hat!«

Das Volk, das mit Eilhart von Etzenbach vergeblich nach dem Löwenmann gesucht hatte, brach in laute Jubelrufe aus. Man schaffte einen Pfahl herbei, spitzte ihn zu und trieb ihn mitten auf dem Zeltplatz in den schlammigen Boden. Dann wurden uns die Hände mit Lederriemen auf dem Rücken gefesselt, durch die Fesseln Ketten gezogen und diese an den Pfahl genagelt.

»Schaut dort die Mörder!« rief jemand in der Menge und warf Kuon eine Handvoll Schlamm ins Gesicht.

»Ja, die Mörder sollen büßen! Der Allmächtige bestraft uns alle für die Taten solcher Lumpen! Den Tod ihnen!« rief jemand anderes und warf gleichfalls mit Schlamm auf uns.

Im Nu brach das Volk in einen Wahn aus. Schlamm und Steine flogen auf uns, und je mehr wir um Gnade flehten, desto wütender wurden die Leute.

Plötzlich hörte ich jemanden rufen: »Wo ist die Magd, die zu diesem Lumpenpack gehört? Holt sie heraus! Stellt auch sie an den Schandpfahl!«

Das Volk stürzte in Richtung des Zeltes, aber an dessen Eingang stand gottlob der Ritter Hugo von der Kien und hatte bereits sein Schwert gezückt.

»Halt!« rief er. »Wer noch einen einzigen Schritt wagt, der wird von diesem Schwert durchstoßen! Das Mädchen steht unter meinem Schutz! Rührt sie einer an, ist er des Todes!«

»Sie gehört zu diesen Mördern dort!« rief man jedoch. »Gebt sie heraus, gütiger Herr, auch sie muß an den Schandpfahl!«

»Haben nicht viele von euch gehört, mit welcher Engelsstimme sie gesungen hat?« fragte Hugo von der Kien. »Und glaubt ihr, daß so ein schwaches Geschöpf in dunkler Nacht jemanden derart wüst erdolchen könnte? Wahrlich, ich habe bei meinem letzten Kreuzzug den Teufel in mancher Gestalt gesehen, aber niemals in der eines schwachen Mädchens mit einer Engelsstimme!«

»Wir alle haben gesehen, daß sie hinkt!« rief jemand aus der Menge. »Spricht man nicht auch vom Teufel, daß er an einem Bein einen Hufen hat und man ihn deshalb an seinem Hinken gut erkennen kann?«

Diese Worte gingen wie ein Dolch durch mein Herz. Ich zerrte wie wild an den Fesseln, um mich zu befreien und Maria zu helfen, aber sie schnitten sich nur schmerzhaft in meine Hände und gaben nicht

nach.

Nun wurde aber auch der Ritter wütend. »Fort mit euch, ihr Lumpenpack, ich laß sonst meine Knechte kommen! Wer von euch will am Wort des Hugo von der Kien zweifeln, den sogar der Papst für seine christlichen Taten bei der Eroberung Jerusalems gesegnet hat? Ich stand am Grabe Christi, ich habe seine Steine geküßt, und ihr wollt meinem Wort nicht trauen, daß dieses Mädchen ein Engel ist und nicht der Teufel?«

Diese Rede beeindruckte das Volk und ließ es verstummen. »Er ist ein großer Ritter!« sagten einige. »Er ist ein gottesfürchtiger Mann!« sprachen andere. Und wieder andere meinten: »Man sagt ihm viele tapfere Taten nach, er hat das Grab unseres Herrn verteidigt, und dafür gebührt ihm ein Platz unter den Engeln!«

So beruhigte sich nach und nach das Volk und zog wieder ab. Der Ritter ließ sodann ein paar seiner Knechte Wasser holen, und man wusch uns die Gesichter. Dies wäre aber gar nicht nötig gewesen, denn dunkle Wolken jagten in die Nacht, und es begann bald heftig zu regnen.

An den Schandpfahl gekettet, standen wir schweigend im Kreis und ließen die Köpfe hängen. Mir gingen allerlei wilde und verworrene Dinge durch den Sinn. Manchmal betete ich zum Herrn, er möge mir die Fesseln lösen und mich Zabel umbringen lassen, und eine Höllenwut brannte in meinem Herzen. Dann wieder kamen mir Tränen in die Augen für all meine Sünden, und ich bat den Herrn um Gnade für mich armen Menschen, der das Vaterhaus verlassen hatte und an dessen Händen vielleicht das Blut eines Unschuldigen klebte. Der Regen aber ging ohne Unterlaß vom Himmel nieder, und uns wurde bald so kalt, daß wir am ganzen Körper zitterten und Zwerg Odo laut weinte.

Ich muß wohl im Stehen vor lauter Mühsal eingeschlafen sein, denn plötzlich träumte mir, ich müßte ersticken. Ich begann nach Luft zu ringen, riß die Augen auf und erblickte den Teufel, der mir den Mund zudrückte, so nah vor mir, daß mir das Blut in den Adern stockte. Erst als er zu flüstern begann, ich solle nicht schreien, kam ich zur Besinnung und erkannte das verunstaltete Gesicht Enrico Sforzas. Als er sah, daß ich ihn verstanden hatte, ließ er mich Atem holen. Ich schaute mich um und bemerkte, daß Odo, Wirnt und Kuon bereits befreit waren.

»Folge mir ohne jedes Geräusch!« befahl mir Enrico der

Ohngesichtige, während er die Fesseln mit einem Dolch durchtrennte. »Die Wachen liegen darnieder, deine Genossen holen Maria!«

Als ich den Namen meiner Schwester hörte, folgte ich ihm, ohne Fragen zu stellen. Tatsächlich trafen wir hinter dem Zelt, in dem man uns tagsüber gefangengehalten hatte, auf Odo, Wirnt und Kuon, die Maria stützten. Neben ihnen stand Zabel.

Ich sprang ihn sogleich wütend an, aber Enrico der Ohngesichtige riß mich an meinen Kleidern zurück und zischte: »Nicht jetzt!«

So schlichen wir durch die schlafende Zeltstadt zu Sforzas Lager, wo schon die Pferde für die Flucht gesattelt waren. Als dann das Tageslicht langsam durch den grauen Regenhimmel durchgedrungen war, hatten wir die Stadt Frankfurt bereits weit hinter uns gelassen.

Wenn ich heute die Augen schließe, so höre ich immer noch das Rauschen des Regens und das saugende Geräusch der Pferdehufe im Schlamm, als ob seit diesem Tag nicht über dreißig Jahre vergangen wären, sondern nur ein einziger Abend. O welch großer Narr war ich damals! Ich glaubte, einer Gefahr entronnen zu sein und mein Leben gerettet zu haben, und merkte nicht, daß ich in Wirklichkeit in das Verderben der Hölle geraten war!

Sforzas Pläne

Es ging ohne Rast weiter durch den Regen, zuerst am Main, dann am Rhein entlang. Keiner von uns war das Reiten gewohnt, und weil Enricos Leute, lauter rauhe Gesellen, die Pferde ständig wild antrieben, taten uns bald alle Knochen weh. Bei der ersten Gelegenheit, die sich mir bot, trat ich daher vor den Sforza und sagte: »Großer Ritter Enrico Sforza! Wir sind Euch für die Errettung aus unserer Not sehr dankbar und stehen in Eurer Schuld. Nun müssen wir uns aber von Euch verabschieden, weil wir andere Pläne haben. Wo immer wir uns wieder treffen sollten, werden wir Euch zu gefallen suchen!«

Schon während ich sprach, verzog Sforza sein Teufelsgesicht, als ich aber meine Rede beendet hatte, sprang er wütend auf und packte mich an der Gurgel, daß mir die Luft wegblieb. »Eurer Wege ziehen?« rief er. »Abschied nehmen? Ihr gehört mir, und ich bringe euch um oder lasse euch am Leben, wie es mir beliebt! Ihr habt jeden Abend bei mir zu spielen, wenn ich es verlange! Und Gnade euch, wenn ihr das nicht ordentlich tun solltet!« Dann stieß er mich von sich in den Dreck und wandte sich um.

So also machte Sforza mir klar, daß wir seine Gefangenen waren, und mein Zorn auf Zabel, der uns das alles eingebrockt hatte, wuchs.

»Welcher böse Geist ist in dich gefahren«, sagte ich deshalb zu ihm, als wir einmal alleine waren, »daß du uns ausgerechnet an diesen Teufel in Menschengestalt verkauft hast?«

»Du Undankbarer!« antwortete mir Zabel. »Ohne seine Hilfe säßen wir jetzt in einem Turm in Frankfurt gefangen, und vielleicht hätte man dich schon morgen auf den Galgen geknüpft!«

»Ja, aber in Frankfurt wäre uns vor den Richtern Gerechtigkeit widerfahren, denn Rudolf hat schließlich den Johann zuerst umgebracht. Hier aber wird es so kommen, daß uns Sforza eines Tages die Gurgeln aufschlitzt, wenn wir nicht tun, was er will!«

»Der Sforza wird uns schon nichts tun, sei ohne Sorge! Ich habe von ihm erfahren, daß er nach Aachen zieht, weil dort im Herbst ein großes Ritterturnier stattfindet. Auch wir wollten nach Aachen gehen. Laß uns deshalb unter seinem Schutz dorthin kommen, dann wollen wir weitersehen!«

»Unter Sforzas Schutz?« Ich glaubte, Zabel wolle einen Scherz machen. »Bis Aachen werde ich auf keinen Fall warten, ich werde früher fliehen, dessen sei dir gewiß!« erklärte ich.

Als wir uns am nächsten Abend zur Ruhe legen wollten, trat Enrico der Ohngesichtige mit ein paar seiner verkommenen Gesellen vor uns, grinste teuflisch und befahl: »Kettet sie alle für die Nacht fest, sonst entfliehen mir die Vögelchen noch!« Daraufhin fesselten uns die Männer Hände und Füße, und wir konnten uns kaum noch bewegen, was besonders schlimm den Odo traf. Er weinte die ganze Nacht, und ich hörte ihn immer wieder im Traum jammern: »Nicht, mein Vater, nicht!«

Mir aber ging ein Licht auf: Zabel hatte uns nicht nur an Enrico Sforza verkauft, sondern auch verraten! Ich schwor mir, an ihm Rache zu nehmen und so bald wie möglich zu fliehen.

Doch die folgenden Tage zeigten, daß eine Flucht recht schwierig werden würde. Sforza ließ uns den ganzen Tag bewachen, und da man uns jede Nacht die Fesseln so hart anlegte, daß uns das Blut in den Gliedern stockte, verlor ich bald die Hoffnung, daß mir und Maria die Flucht je gelingen würde. So blieb mir vorerst nichts anderes übrig, als darüber nachzudenken, warum uns der Sforza auf seiner Reise unbedingt dabeihaben wollte. Unser abendliches Spiel alleine konnte sein Verhalten nicht erklären. Ich wunderte mich auch darüber, daß er Maria stets mit den Blicken verschlang, sie aber dennoch niemals anrührte. Ich konnte damals nicht ahnen, wie bald er mir eine Antwort auf alle meine Fragen geben würde!

Eines Mittags, wir hatten den Flußlauf schon seit einigen Tagen verlassen, erblickten wir in der Ferne eine Menschensiedlung. Enrico der Ohngesichtige ließ halten und die Zelte aufschlagen. Dann sprach er zu uns: »Wir befinden uns vor Batzdorf, wo der reiche Jude Ismail wohnt. Dieser Jude muß mir einen ordentlichen Haufen Geld leihen, damit ich dafür Waffen, Rüstungen, Pferde und Leute einkaufen kann. So gerüstet will ich dann zum großen Turnier nach Aachen ziehen und großen Reichtum erwerben.

Von diesem Reichtum zahle ich dann dem Juden Ismail das

geliehene Geld zurück. Mit dem Rest aber will ich mich in meiner Heimat zur Ruhe setzen, weil mir das ewige Reisen zum Hals heraushängt und der Regen in eurem Land auch! Ihr werdet morgen zum Abendmahl aufspielen. Ihr solltet eure Sache so gut verrichten wie noch nie, damit mein Gast freundlich gestimmt wird und mir das Geld beschafft!«

Danach schickte er zwei seiner Männer nach Batzdorf, den reichen Ismail zu laden. Er selbst machte sich mit ein paar anderen Männern auf den Weg, um die nötigen Dinge für den Empfang des Gastes zu besorgen.

Enrico der Ohngesichtige muß einen weiten Weg gemacht haben, denn er kam erst am nächsten Tag zur Mittagszeit zurück und führte einen ochsenbespannten Wagen mit sich, der mit Wein, Fleisch und Brot gefüllt war. Einer seiner Männer fehlte, lediglich sein Pferd hatte man zurückgebracht, so daß sich jeder denken konnte, auf welche Art der teuflische Enrico die Speisen und Getränke für seinen Gast besorgt hatte.

Bevor der reiche Jude am Abend erschien, ermahnte uns Sforza nochmal, unser Bestes zu geben, da er uns sonst alle Knochen im Leib zerschlagen würde.

Der Jude, ein kleiner, gebückter, älterer Mann mit einem grauen Bart, kam zur vereinbarten Zeit. Man sah ihm seinen Reichtum nicht an, denn seine Kleider waren einfach wie die eines Bauern und nicht so bunt wie die der meisten Bürger, die wir in Mainz und Frankfurt gesehen hatten. Auch genoß er von den aufgetragenen Speisen und Getränken nur sehr maßvoll, wogegen sich Enrico der Ohngesichtige und seine Leute vollfraßen und -tranken.

Wir spielten auf, wie es uns befohlen worden war, und gaben uns die größte Mühe. Als Maria sang, kamen dem Juden sogar die Tränen in die Augen, und er hörte ihr zu, als ob er jeden Ton und jedes Wort für immer behalten wollte. Auch gefiel ihm mein Flötenspiel nach der Art, wie ich den Chorgesang im Kaiserdom zu Mainz gehört hatte. Und dennoch sollten sich alle unsere Bemühungen als vergeblich erweisen.

»Du bist ein großer, mächtiger und berühmter Ritter, Enrico Sforza«, sagte Ismail der Jude, als Enrico der Ohngesichtige ihn endlich auf das Geld angesprochen hatte, »aber ich selbst verfüge nicht über soviel Geld, wie du verlangst, und ich müßte es mir erst von den anderen Juden zusammenholen.«

»Dann tu es!« sagte Enrico Sforza.

»Ja«, sagte daraufhin Ismail und kehrte die Handflächen nach oben, »dies werde ich versuchen, aber die anderen Juden werden von mir Sicherheiten für das Geld verlangen, und welche Sicherheiten kann ich ihnen schon geben?«

»Du wirst ihnen sagen, daß der unerschrockene Enrico Sforza für dieses Geld Waffen, Rüstungen, Pferde und Leute einkaufen will, um das große Turnier in Aachen zu gewinnen. Im Jahre des Herrn 1208, als Kaiser Otto nach Frankfurt zum Hoftag eingeladen hatte, gab es nur einen Gewinner des Ritterturniers, und der hieß Enrico Sforza!«

»Sicher, edler Ritter«, sagte Ismail, »doch was ist aus dem gewonnenen Reichtum geworden?«

»Ich hatte viel Unglück«, sagte Enrico, »doch nun meint es der Herr gut mit mir!«

Aber Ismail ließ sich von Sforza nicht bereden, blieb immer freundlich und blieb immer hart, egal, welche Reden der Ritter auch führen mochte. Selbst als er ihm mit dem Tod drohte, blieb der Jude unerschrocken.

»Ich bin ein alter Mann, der Herr wird mich bald rufen«, sagte er. »Du kannst mich töten, es wird sich unter den anderen Juden herumsprechen, und nirgendwo wirst du etwas geliehen bekommen!«

So also mußte Enrico Sforza seine Pläne aufgeben und seinen Gast verabschieden, ohne etwas bekommen zu haben.

Kaum aber war der Jude weg, stürzte sich Enrico der Ohngesichtige auf Zabel und packte ihn mit seinen mächtigen Fäusten an den Kleidern.

»So, du Hundesohn!« brüllte er ihn an. »Jetzt bezahlst du mir die Zeche dafür, daß ich dich gerettet habe! Berichte mir nochmal über die Visionen dieser Metze da und wie ihr sie in Mainz zu Geld gemacht habt!«

Zabel begann zu jammern und zu stottern, mir aber wurde in diesem Augenblick klar, warum Enrico Sforza uns die ganze Zeit gewaltsam festhielt und gleichzeitig Maria schonte. Zabel, dieser Verräter, hatte ihm wohl schon in Frankfurt davon erzählt, auf welch schändliche Weise wir einmal zu viel Geld gekommen waren. Sforza hatte uns nur gerettet, damit wir ihm das nötige Geld beschafften, sollte er nichts von dem reichen Juden geliehen bekommen.

Eine ungeheure Wut packte mich, zumal Maria bei den Worten Sforzas zu weinen begann und ich sah, welch große Angst sie hatte.

»Zabel!« rief ich. »Die Rache des Herrn möge dich treffen, du verteufelter Hundesohn! Warum hast du uns an diesen Räuber da verraten? Siehst du denn nicht, wie er uns bald dafür belohnen wird?«

Enrico Sforza ließ bei meinen Worten Zabel los und stürzte sich auf mich. »Wie wagst du über mich zu sprechen, mich, den großen Enrico Sforza?« schrie er. »Räuber nennst du mich, der du selber nicht mehr wert bist als ein Stück Schweinekot im Dreck!«

»Zehnmal Räuber und ein elender Hundesohn dazu ist jeder, der meine Schwester eine Metze nennt!« schrie ich in meiner unendlichen Wut zurück.

Da geschah das Unglück. Sforza machte eine Bewegung, als ob er mich schlagen wollte, ich aber bückte mich im gleichen Augenblick und entriß ihm das Schwert, mit dem er umgürtet war. Dann stürzte ich mich auf ihn, um ihn zu töten.

Der teuflische Ritter war jedoch gewandter als ich. Er sprang zur Seite und trat mit dem Fuß so gewaltig gegen das Schwert, daß es mir aus der Hand flog und er es zu fassen bekam.

Nun stand ich wehrlos vor ihm. Seine blutunterlaufenen Augen schauten mich eine Weile mit einer derart tödlichen Kälte an, daß ich nicht fähig war, einen Gedanken zu fassen. Dann sprang er mit gezücktem Schwert blitzschnell auf mich zu, und ich spürte noch, wie mir das Eisen in die Brust drang.

Bruder Odo

Mit jedem Atemzug durchraste meinen Körper ein wilder Schmerz. Ich sah das Feuer der Hölle purpurrot brennen und spürte, wie die grausamen Gehilfen des Teufels mit glühenden Stäben in meiner Brust wühlten.

Mein Vater rannte auf mich zu, und seine Hände waren endlos groß und endlos lang, ich konnte ihnen nicht entfliehen. Dann plötzlich beugte sich ein zwergenhaft verunstaltetes Gesicht über mich und sprach sehr viele Worte, die ich nicht verstehen konnte.

Blutrote Blitze fuhren nieder, und wo ich schaute, fielen den Menschen die Augen aus den Höhlen, und überall taten sich unter ihren Herzen große Wunden auf. Und immer wieder kam der Schmerz zurück, der mir in jeden Atemzug einen Schwall von Blut hineinwarf, so daß ich glaubte, ersticken zu müssen.

So ging es Ewigkeiten weiter, bis es auf einmal ruhig um mich herum wurde und ich in einen tiefen Schlaf versank.

Als ich die Augen wieder öffnete, fiel mein Blick auf ein Fenster, hinter dem Schneeflocken umeinander tanzten. Neben meinem Bett saß Zwerg Odo und lächelte, in seinen Augen standen Tränen. »Dem allmächtigen Herrn sei Dank!« seufzte er erleichtert. »Ich dachte schon, du würdest niemals mehr aufwachen!«

»Wo bin ich?« fragte ich.

»Wir sind bei dem reichen Juden Ismail, der Herr möge ihn segnen!« antwortete Odo.

Ich versuchte mich zu erheben, aber meine Kräfte versagten, und ich sank auf mein Lager zurück. Eine Weile lag ich so und blickte auf das Fenster, das langsam zuschneite. Plötzlich erinnerte ich mich wieder an alles, was vorgefallen war. »Odo!« rief ich. »Was ist mit Maria? Was ist mit Enrico dem Ohngesichtigen? Was mit Zabel, Kuon, Wirnt?«

Odos Kinn begann zu zittern, und er brach in Tränen aus. Es

dauerte lange, bis er mir berichten konnte, was vorgefallen war.

»Als Enrico Sforza dich mit dem Schwert durchbohrt hatte, fielst du zu Boden wie vom Blitz getroffen, und Blut floß aus deiner Brust«, erzählte er. »Ich stürzte mich auf den Ritter, aber er traf auch mich mit seinem Schwert, hier in den Arm, und ich verlor die Besinnung. Als ich wieder die Augen aufschlug, war es früh am Morgen, die Sonne ging gerade auf.

Enrico Sforza war mit seinen Leuten verschwunden, von Maria, Zabel, Kuon und Wirnt fehlte gleichfalls jede Spur. Mein zerschlagener Arm schmerzte, ich hatte auch viel Blut verloren, aber nicht soviel wie du.

Als ich dich in einer großen Blutlache liegen sah, glaubte ich, du wärest tot, und ich weinte bittere Tränen. Aber der Allmächtige muß seine schützende Hand über dich gehalten haben, denn auf einmal stöhntest du leise, und ein Zittern ging durch deinen Körper. Das gab mir Kraft, mich aufzurichten. Ich schleppte mich hierher nach Batzdorf und klopfte an die Tür des Juden Ismail.

Der Herr möge ihn schützen! Er nahm mich auf und sandte Leute aus, um dich zu holen. Dann pflegte man mich bald gesund, da meine Wunden zum Glück nicht sehr tief waren. Du dagegen lagst lange ohne Besinnung, deine Wunden wollten nicht heilen, ständig spucktest du Blut, und Höllenschmerzen hast du gelitten. Ismail ließ die besten Ärzte kommen, und er hat ständig für dich gebetet. Der Herr im Himmel muß ihn erhört haben, denn heute schlugst du zu meiner Freude endlich die Augen auf!«

»Erzähle weiter!« drängte ich ihn. »Was ist mit Maria? Hast du etwas von ihr gehört? Wo ist sie?«

»Ismail sandte sogleich Leute in alle Richtungen, die nach Enrico dem Ohngesichtigen forschen sollten. Aber es gab nur spärliche Nachrichten. In manchen Gegenden hat man den teuflischen Ritter gesehen, doch dann verlor sich seine Spur. Ein Mädchen soll bei ihm gewesen sein, erzählte man, auch andere Leute waren bei ihm. Jedoch etwas Genaues war nicht mehr zu erfahren.«

Plötzlich fiel mir meine Flöte ein.

»Deiner Flöte ist nichts geschehen, du hattest sie ja in deiner Rocktasche, aber all die anderen Sachen hat der Ohngesichtige mitgenommen, nichts hat er zurückgelassen!«

Meine Gedanken gingen wieder zurück zu Maria. »Wir müssen so schnell wie möglich nach Aachen gehen, dort können wir bestimmt

etwas erfahren!« sagte ich.

Odo blickte kurz zum Fenster hinüber, und ich verstand. Ich fragte ihn nach dem Monat, und als ich erfuhr, daß schon Anfang November war, fiel ich enttäuscht in die Kissen zurück. Fast vier Monate waren vergangen, seitdem mich Enrico der Ohngesichtige niedergestochen hatte, und es war klar, daß er nach so langer Zeit nicht mehr in Aachen weilte.

So entschloß ich mich, zunächst bei Ismail zu bleiben, auch wenn mir die Ungewißheit über das Schicksal meiner geliebten Schwester fast den Verstand raubte und mein Herz eine quälende Unruhe litt.

Ismail der Jude kümmerte sich um uns, als ob wir seine Kinder wären, und las uns jeden Wunsch von den Augen ab. Eines Tages – es schneite draußen unentwegt, und mich hatte eine seltsame Traurigkeit erfaßt – sagte ich zu Odo: »Wäre mein Vater ein solcher Mensch gewesen wie der gute Ismail, ich hätte Schattal nie verlassen. Maria wäre jetzt nicht in der Gewalt des teuflischen Sforza, und wer weiß, vielleicht wäre auch noch dein Bruder Johann am Leben!«

»Mein Bruder Johann ist tot«, sagte Odo mehr zu sich, »und um ein Haar hätte ich dich auch noch verloren.«

Ich schaute ihn erstaunt an, dann begriff ich. Er hatte sich als schwacher Zwerg auf den Sforza gestürzt, um mich zu retten, ihm verdankte ich mein Leben, und dennoch hatte ich an ihn bis jetzt überhaupt nicht gedacht! Ich begann mich zu schämen, nahm seine Hand und sagte: »Verzeih mir, lieber Odo, verzeih mir bitte! Du hast mir das Leben gerettet, und ich stehe in deiner Schuld. Der Johann ist tot, aber laß mich fortan dein Bruder sein und dich für alle Zeiten beschützen!«

Odos Gesicht erhellte sich, er drückte fest meine Hand und sagte voller Freude: »Ja, laß uns Brüder werden und uns beschützen! Sollte mir aber dennoch etwas zustoßen, mußt du für mich stets beten, damit ich nicht in das Fegefeuer komme!«

»Du in das Fegefeuer? Dafür, daß du mich gerettet und gepflegt hast? Im Himmel unter den Engeln ist dein Platz, nicht in der Hölle!«

»Im Himmel unter den Engeln?« wiederholte Odo und lächelte versonnen. Plötzlich wurde er ernst und sagte: »Schau mich an! – Wird es für einen so häßlichen Zwerg wie mich im Himmel wirklich einen Platz geben?«

Ich schaute ihn an, und er kam mir nicht mehr so häßlich vor wie früher, nein, er war mein Bruder, und ich liebte ihn.

»Im Himmel«, sagte ich zum ihm, »wirst du vor den Allmächtigen treten und sagen: Schau, Gott Vater, wie schlecht du mich auf Erden ausgestattet hast! Ich habe dies geduldet und überall deinen Namen verkündet. Nun solltest du mir den Lohn dafür nicht verweigern und mich von meinem Leid erlösen! Und der Allmächtige wird dir deine gerechte Bitte erfüllen, dein verkümmerter Leib wird von dir fallen, und du wirst als Engel auferstehen!«

Odo bekam bei meinen Worten glänzende Augen, und ich mußte ihm immer wieder aufs neue erzählen, wie ihn der Herr im Himmel von seiner Zwergengestalt befreien würde. Der Winter aber kroch mit seinen kalten Tagen langsam daher und wollte nicht enden.

Im März des Jahres 1212 war es dann, als ich es bei dem guten Juden Ismail nicht mehr aushielt. »Ich muß nach Aachen ziehen, um dort von Maria Nachricht zu erhalten. Mein Herz zerspringt sonst vor lauter Qual«, sagte ich zu ihm. »Laß uns gehen, guter Ismail!«

»Ihr könnt gehen, Kinder«, sagte der alte Jude, »wohin ihr wollt und wann ihr wollt. Doch bedenkt, daß der Winter immer noch hart ist und wegen der Mißernte eine große Hungersnot im Land herrscht! Hier bei mir werdet ihr satt, wartet den Frühling ab, dann könnt ihr immer noch nach Aachen ziehen!«

»Du meinst es gut mit uns, besser sogar als unsere eigenen Väter es getan haben«, antwortete ich ihm. »Aber ich muß nach Aachen, ich kann nicht länger warten!«

»Nun gut«, sagte Ismail. »Ihr seid jung, ihr werdet es schaffen, und ihr solltet eure Wege nicht nach alten Männern richten!«

Ein paar Tage später verabschiedeten wir uns von unserem Retter mit großer Dankbarkeit, und es flossen viele Tränen. Der reiche Jude hatte uns für die Reise mit allem Erdenklichen ausgestattet, und wir hatten sogar einen Esel mit, der unsere Lasten tragen sollte.

Das Brandmal

Als wir das Haus des reichen Juden verlassen hatten, merkten wir schnell, wie sehr er mit seiner Warnung recht gehabt hatte. Die Menschen litten wegen des harten Winters eine unvorstellbare Hungersnot, und überall herrschte der Tod. Nur unter größten Mühen schlugen wir uns bis zu der Stadt Aachen durch, wobei uns Wegelagerer gleich zu Beginn der Reise den Esel und fast unser gesamtes Geld raubten.

In Aachen angekommen, fragten wir in allen Herbergen und auf allen Plätzen nach Enrico Sforza und Maria. Wir erfuhren aber lediglich, daß ein Ritter mit einem teuflischen Gesicht im Sommer in der Stadt geweilt hatte, ein blindes Mädchen mit sich führend, das für die Sünden der Menschen gebetet und die Bußfertigen an der Stirn berührt hatte. Wohin aber dieser Ritter weitergezogen und wie es dem Mädchen ergangen war, konnte uns keiner sagen.

Endlich, nach vielen Tagen vergeblicher Suche, fanden wir in einer Herberge einen Menschen, der uns etwas Genaueres berichten konnte. Der ohngesichtige Ritter, erfuhren wir, habe immer wieder davon gesprochen, daß er nach Mailand gehen wolle, und sei Anfang des Herbstes dorthin aufgebrochen.

»War das Mädchen bei ihm? Wie ging es ihm?« fragte ich ungeduldig.

»Ein Mädchen war bei ihm«, sagte der Mann. »Es muß ihm gut gegangen sein, denn es tat Wunder an den Menschen und bekam dafür viel geschenkt!«

»Der Ritter hat das Mädchen, das meine Schwester ist, zu Lug und Trug gezwungen! Sie ist nicht wirklich blind, und Wunder tat sie auch keine. Der Mann, der sie an der Hand führte, zauberte nur geschickt!« sagte ich erbost.

»Das glaube ich nicht«, widersprach mir der Mann. »Die Augen des Mädchens waren blind, und sie tat große Wunder!«

Ich sagte nichts mehr und dachte nur bange bei mir, wieviel Gewalt Enrico Sforza Maria angetan haben mußte, daß sie das böse Spiel noch weiter gespielt hatte.

Nun zogen wir überall in der Stadt Erkundigungen darüber ein, wie man am besten und gefahrlosesten nach Mailand kommen könnte, weil wir darüber keine Vorstellungen hatten. Am Ende erfuhren wir, an welchen Flüssen wir entlangzugehen hatten und daß wir uns vor allem sehr beeilen sollten. »Bevor ihr nämlich ins italienische Land kommt«, erklärte uns ein Mann, der viel gereist war, »müßt ihr ein gewaltiges Gebirge überwinden, das man die Alpen nennt. Wenn hier bei uns im Herbst noch warm die Sonne scheint, ziehen dort schon eisig kalte Winde über die Felsen, und ein Schneesturm jagt den anderen. Auch solltet ihr nicht allein über die Alpen ziehen, sondern erfahrene Leute bitten, euch zu führen, wofür ihr aber etwas Geld oder gute Ware bezahlen solltet!«

Wir dankten dem Mann für seine guten Ratschläge, dann aber trieb mich die Ungeduld vor die Stadttore, und wir zogen los.

Zunächst wanderten wir am Rande des Eifelgebirges zurück zum Rhein, wobei der Winter zur Mitte des Aprils seinen eisernen Griff endlich lockerte und überall der Schnee zu schmelzen begann.

Die Schneeschmelze brachte die Flüsse aus ihren Ufern, und unser Weg wurde sehr beschwerlich. Überall begegneten wir dem größten menschlichen Elend. Scharen von jammernden und bettelnden Menschen zogen durch die Lande, viele von denen, die verhungert waren, grub man nicht mehr ein, sondern ließ sie liegen. Es war, als ob der Allmächtige den Menschen auslöschen wollte, um die Erde endgültig und für alle Zeiten von der Sünde zu befreien.

Ich war sehr unruhig und mußte ständig daran denken, ob es Maria bei Enrico dem Ohngesichtigen gut ging oder ob sie bei ihm zu leiden hatte. Eines stand fest: Enrico Sforza hatte den gleichen Weg nach Mailand gewählt wie wir, denn oft trafen wir in den Dörfern Leute, die sich an den Ritter erinnern konnten und auch daran, daß ihm ein blindes Mädchen gefolgt war.

Das spornte meine Hoffnungen an und gab mir die Kraft weiterzugehen, denn auch wir hungerten sehr in der schlimmen Zeit, und es gelang uns immer seltener, etwas zu erbetteln oder einen Lohn für mein Flötenspiel zu bekommen.

Oft aber sind alle Mühen vergeblich, alles Bangen ganz umsonst, alles Hoffen nur ein Trug, wandelt doch der Mensch unwissend auf

der Erde und kennt die Wege des Herrn nicht.

So geschah es, daß wir eines Tages in einen Ort namens Breisig gerieten, der am Rhein liegt. Wie überall spielte ich auch hier auf meiner Flöte, und Odo machte ein paar Späße. Später fragte ich die guten Menschen, die uns etwas zu essen gegeben hatten, nach Enrico dem Ohngesichtigen. Es erinnerte sich jedoch keiner an einen solchen Ritter.

»Warum sucht ihr ihn?« wollten sie wissen.

»Weil er meine Schwester entführt hat und sie zu gottlosen Dingen gezwungen hat, wofür ihn Gottes Fluch und Rache treffen mögen!« sagte ich.

Und weil man weiter in mich drang und wissen wollte, warum mein Haß so groß sei, erzählte ich mehr von dem verfluchten Ritter und auch davon, wie ich meine Schwester aus seiner Hand erretten wollte.

»So, wie du es erzählst«, sagte darauf einer, »muß deine Schwester ein gar schönes Mädchen sein!«

»Ja«, sagte ich, »der liebe Gott hat ihr zwar ein kürzeres Bein gegeben, dafür aber ein freundliches Gesicht, braune, im dunklen Glanz strahlende Augen und vor allem eine Stimme, wie sie nur ein Engel haben kann. Hier, mit dieser Flöte habe ich sie oft begleitet, und sie sang so schön, daß die Leute fröhlich wurden und man uns mit Geschenken überhäufte!«

Wie ich das alles erzählt hatte, entstand plötzlich eine Unruhe unter den Leuten, und schließlich fragte mich ein Mann: »Sag, welches Bein hat deine Schwester kürzer, das linke oder das rechte?«

»Das linke«, antwortete ich.

Daraufhin schaute mich der Mann recht seltsam an.

»Hast du meine Schwester gesehen?« rief ich und sprang auf.

»Vielleicht war es deine Schwester«, sagte er und fuhr dann fort, nachdem er eine Weile nach Worten gesucht hatte: »Es war im späten Herbst des letzten Jahres, wir Männer holten gerade am Fluß unsere Boote ein, als er hier, der Friedrich, plötzlich dort an diesem Felsen ein Mädchen auf den Fluß zugehen sah.

Das Mädchen, das wir hier noch nie gesehen hatten, hielt die Hände nach Art der Blinden tastend vor sich ausgestreckt und hinkte sichtbar auf dem linken Bein. Wir alle riefen ihm laut zu, es möge sich in acht nehmen vor den Fluten, aber ob es uns nicht hören konnte oder nicht hören wollte – es stürzte sich hinein in das

reißende Wasser!

Der Heinrich hier, der am kräftigsten von uns allen schwimmen kann, eilte zu dem Felsen und sprang hinab, das arme Kind zu retten. Er bekam es auch zu fassen und brachte es wieder zurück zum Ufer. Aber seine Mühe war vergeblich, denn das Mädchen war schon tot, es hatte sein Leben in den kalten Fluten gelassen! Dort, am Rheinufer, haben wir ihm ein Grab geschaufelt und ein Gebet gesprochen.«

»Niemals war dies meine Schwester Maria!« rief ich. »Sie hinkte zwar auf ihrem linken Bein, aber sie war nicht wirklich blind, sie tat nur so, das solltet ihr mir glauben, das kann auch Odo hier bezeugen!«

»Dann war es nicht deine Schwester«, sagte der Heinrich, »denn dem Mädchen, das ich aus den Fluten geholt habe, hatte irgendein schlimmer Unchrist die Augen ausgestochen, sie waren ganz weiß und vernarbt!«

»Nein, die Augen meiner Schwester waren braun, wie ich erzählt habe, und sie leuchteten so schön, daß man gerne in sie schaute!«

Die Männer sahen sich ratlos an. Da fiel dem einen Mann noch etwas ein, und er fragte mich: »Sag, hat deine Schwester Maria jemals Feuer mit der Hand berührt?«

Meine Knie wurden bei diesen Worten ganz weich, und ich mußte mich auf Odo stützen. »Ja«, sagte ich mit zitternder Stimme, »auf der rechten Hand hatte sie eine Brandnarbe, weil sie sich einst an einer brennenden Fackel verbrannt hatte.«

Der Mann wandte seinen Blick zu Boden und sagte leise: »Das Mädchen, das in den Fluten gestorben ist, hatte auf der rechten Hand ein Brandmal, ganz rot, zu den Fingern hin breiter, zum Arm hin schmaler … Du armes Kind, der Allmächtige möge dich schützen!«

Auf dem Marktplatz zu Köln

Ich wollte zunächst nicht glauben, was ich gehört hatte, aber schließlich mußte ich einsehen, daß das tote Mädchen von Breisig meine geliebte Schwester gewesen war.

Das kürzere linke Bein und die Brandwunde auf der rechten Hand sprachen dafür und auch die Nachrichten, die wir weiter flußaufwärts in einem Ort erhielten, dessen Namen ich vergessen habe. In jenem Ort konnte sich jeder an einen Ritter namens Sforza erinnern, keiner aber an ein blindes Mädchen, das ihn begleitet haben soll. So muß Maria Enrico den Ohngesichtigen zwischen diesem Ort und Breisig verlassen haben und blind umhergeirrt sein, bis sie in den Fluß ging.

O Maria, meine geliebte Schwester, die mich so oft in meinem Kummer getröstet hat! Du warst der zärtlichste und sanftmütigste Mensch, den ich je gekannt habe! Was muß Sforza dir angetan haben, daß du dich in den Fluß gestürzt hast, um dein Leben gewaltsam zu beenden?

Er muß dir die Augen ausgestochen haben, damit du nicht wieder wie in Mainz vor einem Fackellicht erschrickst und den gottlosen Betrug aufdeckst! Aber er muß dir noch Schlimmeres angetan haben, daß du die größte aller Sünden vor Gott begangen hast. O wie sehr mußt du verzweifelt gewesen sein!

Ich bete zum Allmächtigen für dich, daß er dich vor der Hölle verschone, solltest du bei Sinnen gewesen sein, als du dich in den Fluß stürztest! Ich schwöre dem Sforza meine blutige Rache dafür, daß er dich so geschunden, dir dein Augenlicht geraubt und dich in den Tod getrieben hat! Auch jeden seiner Helfer und Helfershelfer möge meine blutige Rache ereilen!

Solches dachte ich Tag und Nacht, und bald gab es nichts anderes mehr, an das ich denken konnte.

Eines Abends jedoch – wir hatten uns gerade zur Ruhe gelegt –

fühlte ich plötzlich eine große Leere in mir, nichts war mehr da. Das ständige Denken an Rache und Tod hatte mein Herz ausgebrannt, ich war zu keinem Gefühl mehr fähig. Und so sehr ich eben noch Sforza gehaßt hatte, so viel ich mir ausgemalt hatte, wie qualvoll ich ihn umbringen würde, so sehr war er mir plötzlich gleichgültig und so wenig wollte ich ihn je wieder in meinem Leben sehen. Ich verspürte eine Müdigkeit in mir, wie ich sie vorher nie gekannt hatte, es war mir völlig egal, woher ich kam und wohin ich ging.

Da begegneten wir eines Tages einer wandernden Schar, in der der Älteste nur ungefähr siebzehn Jahre, der Jüngste dagegen ganze sechs Jahre alt war. Wir erfuhren, daß das Kindervolk nach Köln zog, weil sich dort der Junge namens Nikolaus aufhielt, der die Kraft haben sollte, Wunder zu erwirken und die Menschen vor der Hölle zu retten.

»Ich bin dafür«, sagte Odo zu mir, »mit diesen Leuten nach Köln zu ziehen.«

»Das ist mir gleich«, sagte ich. »Wenn du es möchtest, können wir nach Köln ziehen. Ich habe schon in Frankfurt von jenem Nikolaus gehört. Ihn soll der Allmächtige vom Himmel aus speisen, denn er trinkt nichts, ißt nichts und lebt trotzdem.«

»Wenn er ein solcher Heiliger ist«, sprach Odo, »dann sollten wir nach Köln gehen. Alle, die vom oberen Fluß kommen, berichten von Hunger und Tod. Vielleicht werden wir in Köln davor bewahrt!«

So also schlossen wir uns den anderen an und zogen am Rhein entlang nach der Stadt Köln. Das dauerte sehr lange, denn mit der Zeit stießen immer mehr Kinder zu uns, und sie waren derartig entkräftet vor Hunger, daß sie nicht weit gehen konnten, ohne länger zu ruhen.

O welch traurigen Schicksalen begegneten wir in jenen Tagen, man konnte gar nicht glauben, daß es soviel Elend auf Erden gab!

So zog mit uns ein Junge namens Peter, der etwa zwölf Jahre alt war. Er war seinem grausamen Vater in höchster Not entkommen, hatte jener doch angefangen, seinen eigenen Kindern Arme und Beine zu brechen, damit sie als Bettelleute umherzogen und durch ihre Gebrechen überall Mitleid heischten!

Oder es berichtete uns ein kleines Mädchen von dem Unglück, das sich in ihrem Elternhaus zugetragen hatte. Eines Nachts war ihrer Mutter der Teufel erschienen und hatte ihr drei volle Wagen Brot versprochen, sofern sie eines ihrer Kinder mit dem Dolch stach und

langsam ausbluten ließ. Die arme Frau beging die Untat, worauf sie von der Dorfgemeinde zu Tode gesteinigt wurde, der Vater selbst aber dem Wahn verfiel. Die Brüder des Mädchens fanden schließlich ein neues Zuhause, aber wer wollte in den schlimmen Zeiten ein kleines Mädchen ernähren, das man zu keiner schweren Arbeit gebrauchen konnte?

Wir vernahmen unzählige solcher und ähnlicher Geschichten, und je mehr Kinder zu uns stießen, desto schrecklicher erschien mir das Elend, das der Allmächtige den Menschen erdulden ließ. So erreichten wir schließlich die Stadt Köln. Ich hatte schon in Mainz geglaubt, viel Volk gesehen zu haben, aber was ich in Köln erlebte, übertraf alles. Es mußten Abertausende Kinder von dem wundertätigen Jungen namens Nikolaus gehört haben, denn in den Gassen war kein Durchkommen mehr, nur noch ein Geschiebe, ein Gerangel und ein Geschreie.

Odo und ich wurden von dem Menschenstrom ergriffen, der sich zäh durch die Gassen schob und von dem man nicht wußte, zu welchem Ziel er führte. Die Gassen selbst stanken zum Himmel, schlimmer noch als in Mainz, denn das viele Kindervolk konnte sich seiner Geschäfte nur dort entledigen, wo es gerade stand.

Und dennoch klagte keiner, denn jeder wollte den Jungen Nikolaus sehen, von dem man die größten Wunder erzählte. Kranke habe er geheilt, Tote zum Leben wiedererweckt, Hungernde gespeist, selbst aber noch nie was gegessen oder getrunken. Nach Jerusalem, ins gelobte Land, wollte er ziehen, um das Grab Christi zu retten und die Menschen endgültig von der Sünde zu befreien. Wer ihn gesehen habe, fühle fortan ein großes Glück im Herzen und sei von der Last seiner Sünden befreit.

Und wirklich: Eines Tages geschah es, daß jemand in der Menge rief: »Er kommt! Er kommt! Der heilige Nikolaus kommt! Auf die Knie!«

Und er kam. Er kam auf einem Esel geritten, so wie es der Herr Jesus Christus zu seiner Zeit getan hatte. Er war groß und hager und nach der Art der Bauern ärmlich gekleidet. Er trug das Haar kurzgeschoren, sein Gesicht war lang und schmal. Er hatte große graue Augen, und ein kaum merkliches Lächeln umspielte seinen Mund. Seinen rechten Arm hielt er erhoben, und er segnete das Volk mit dem Zeichen des Kreuzes.

Das Kindervolk fiel auf die Knie und begann zu rufen: »Errette uns

von unserer Schuld! Führe uns ins gelobte Land, wo Milch und Honig fließen!« Und je näher seine Gestalt kam – und sie kam nur langsam, weil das Volk dicht zu seinen Füßen lag –, desto mehr spürte ein jeder die große Kraft, die von ihm ausging, eine Kraft, die uns alle durchdrang und uns den Hunger vergessen ließ.

Da geschah es, als er auf unserer Höhe war und das Kreuzzeichen über uns schlug, daß sich unsere Blicke kurz begegneten. Ein warmer Schauer durchflutete mich, es war, als ob Licht in mich gefallen wäre.

»Welch große Wunder muß er vollbringen können«, sagte ich zu Odo, »wenn schon ein kurzer Blick von ihm genügt, mich so froh zu stimmen!«

»Ist er der neue Erlöser?« fragte Odo.

»Der Erlöser war unser Herr Jesus Christus«, antwortete ich. »Aber dieser hier ist sicher einer seiner heiligen Engel!«

Inzwischen war unter den Leuten ein lauter Jubel ausgebrochen. Es war, als ob der Knabe schon ein kleines Wunder bewirkt hätte, denn jeder teilte das, was er noch zu essen hatte, mit seinem Nächsten, und auch wir bekamen etwas Brot geschenkt. Bald begann man auch zu singen und zu tanzen, und Odo und ich tanzten und sprangen mit, daß unsere Kleider flogen. So ging es fröhlich durch die Gassen, und man konnte kaum glauben, daß all das Volk soeben noch elendig gehungert hatte.

Singend und tanzend gerieten wir schließlich auf einen großen Platz, den Marktplatz zu Köln. Auch dort jubelte schon das Volk, man hatte Feuer angezündet und bereitete sich ein fröhliches Vergnügen.

Inmitten der Menschenmenge erblickte ich ein Mädchen, das ein kleines Tamburin schlug und dazu so leichtfüßig tanzte, daß es eine Freude war, ihr zuzuschauen. Ihr blondes, langes Haar, das in lauter kleinen Löckchen wuchs, flog beim Tanz hin und her und hüllte mal ihr hübsches Gesicht ein, mal gab es ihren zarten Mund, ihre kleine Nase und ein Paar himmelblauer Augen preis.

Durch mich ergoß sich ein süßer Schauer. Ich holte meine Flöte aus der Rocktasche und blies hinein. Die Tänzerin erhörte dies sogleich, lächelte mir zu und begann zum Takt der Melodie zu tanzen.

Es dauerte nicht lange, da riefen uns die Leute begeistert zu, und bald tanzten alle so ausgelassen mit, als ob es bei einem reichen Ritter ein Fest zu feiern gäbe.

Das ging so bis in den Abend hinein, dann mußten wir alle die

Stadt verlassen, weil die Tore geschlossen wurden. Es entstand wieder ein Gedränge und Geschiebe unter den Leuten, und eh ich mich versah, hatte ich die Tänzerin aus den Augen verloren. Ich suchte sie später überall und spielte laut auf der Flöte, damit sie mich hören konnte und ich sie wiederfand. Vergeblich, sie war vom Erdboden verschwunden, und ich konnte sie in der Dunkelheit nicht finden.

So legte ich mich nieder, fand jedoch lange keinen Schlaf. Mein Herz war aufgewühlt, ich fror und fieberte gleichzeitig und zitterte am ganzen Leib.

Endlich schlief ich ein, und mit einemmale geschah es, daß ich von meiner Schwester träumte. Sie ging hinkend und blind auf den Fluß zu und stürzte sich hinein. Ich schreckte auf und spürte, daß die Rache wieder wie einst in mir brannte und mir fast den Verstand raubte. Ich ballte meine Fäuste und schwor mir in jener Nacht in Köln, wo ich dir, liebe Blanche, zum erstenmal begegnet bin, den Sforza zu finden und ihn zu töten. Ich konnte nicht ahnen, wie sehr dir dieser Schwur zum Verhängnis werden sollte.

Philipp der Pfeifer

Gleich am nächsten Morgen machte ich mich mit Odo auf den Weg, um die Tänzerin zu suchen. Ich dachte, ich könnte sie wieder auf dem Marktplatz treffen, und wir drängten uns zwischen den vielen Leuten mühsam hindurch, bis wir ihn erreichten. Aber die Tänzerin war dort nicht zu finden, nicht an diesem Tag und auch nicht an den folgenden.

Das betrübte mich sehr, denn ihr Anblick hatte sich in mein Herz eingegraben, und wenn ich die Augen schloß, sah ich, wie anmutig sie ihre Arme im Tanz ausstreckte und wie leichtfüßig sie sich zur Musik drehte.

Während wir so Tag für Tag vergeblich nach meiner Tänzerin suchten, gerieten wir einmal auf einen Platz in der Stadt, wo das ganze Kindervolk dicht beisammen stand und wartete. Wir erfuhren, daß der Junge Nikolaus angekündigt habe, er wolle zum Volk predigen.

Die Menschen bekreuzigten sich oft und beteten laut, während sie geduldig warteten, und manchmal geschah es, daß alle das gleiche Gebet anstimmten. Dann schwoll unter dem Volk ein summender Ton an, immer lauter, immer kräftiger, bis zum Himmel hinauf, und brach dann plötzlich ab, wenn das Gebet zu Ende war. Das war so feierlich und unheimlich zugleich, daß lange Zeit nicht einmal die kleinsten Kinder zu schreien und zu weinen wagten.

Mit einemmal aber jubelten alle auf, denn es hatte sich die Nachricht ausgebreitet, daß der wundertätige Knabe Nikolaus schon nah sei, und es dauerte wirklich nicht mehr lange, da sah man ihn auf seinem Esel kommen.

Das versammelte Volk begann zu beten, und als das Gebet beendet war, richteten sich alle Augen auf den Jungen, und eine tiefe, lange Stille trat ein.

Endlich fielen die ersten Worte, nach denen wir alle so gedürstet

hatten. »Wir sind alle Sünder vor Christo!« sagte Nikolaus mit einer seltsam scharfen Stimme und schlug ein Kreuzzeichen auf seiner Brust. Dann fuhr er fort: »Die Sünde ist in der Welt, und sie breitet sich aus wie die Pest. Der Teufel hat die Oberhand gewonnen und sät überall das Böse, damit es üppig wachse und gedeihe!

Wo ich mich umschaue, sehe ich nur Diebstahl und Totschlag. Verlangt es den einen Nachbarn nach der Ernte des anderen, so stiehlt er sie. Verlangt es ihn gar nach allem, was der andere hat, so bringt er ihn um! Eltern lassen ihre Kinder verhungern, Kranken spricht man keinen Trost mehr zu und läßt sie ohne Hoffnung! Welch tiefes Grausen erfaßt mich, wenn ich all das sehen muß!

Aber die Rache des Herrn wird kommen! Er schickt seine Zeichen voraus, doch keiner will sie sehen. Seit Jahren verfaulen die Ernten, Menschen verhungern, das Wasser steigt aus den Flüssen und überschwemmt das Land! Des Nachts häufen sich seltsame Zeichen am Himmel, denn Sterne verglühen und fallen auf die Erde nieder!

Und ich sage euch: Es werden noch schlimmere Dinge kommen! Es werden Tag und Nacht Stürme wehen, und der Herr wird die Meere zum Himmel emporsteigen lassen, auf daß sich ihr Wasser über die ganze Erde ergieße! Dann wird sich der Himmel verdunkeln, Kometen werden niedergehen und ein Feuer entzünden, dessen Höllenglut sogar alles Wasser verschlingen wird! Am Ende wird eine große Finsternis über uns niederkommen, und es wird ein Weinen und Jammern sein auf der ganzen Welt!«

Nikolaus schrie die letzten Worte so grausam heraus, daß das Volk von einem Schauer erfaßt wurde und wir alle auf die Knie fielen. Der wundertätige Junge wartete ab, bis sich alle beruhigt hatten, und fuhr dann fort.

»Heute nacht träumte mir, die ganze Welt stünde in Flammen. Ich fiel auf die Knie und rief nach dem allmächtigen Herrn. Da erschien er mir im Traum und sprach zu mir: Der Mensch kann errettet werden! Ich werde euch ein Zeichen geben, und ihr werdet dann ins geheiligte Land, nach Jerusalem ziehen! Dort liegt das Grab Christi in der Sünde, denn fromme Christen werden durch grausame Heiden niedergemetzelt und Gotteshäuser in Moscheen verwandelt! Befreit das Grab aus der Hand der verfluchten Unchristen, und ich werde euch von der Last des Bösen befreien!

Und dann ließ mich der Herr das geheiligte Land schauen. Und siehe da: Milch und Honig flossen durch dieses Land. Es war voll von

wohlgemästeten Tieren, und Weizen wuchs, wohin das Auge schaute. Es gab keinen, der dürstete oder hungerte, niemand mußte für sein Brot stehlen oder morden.

Da sprach ich zum Herrn: Herr! Lasse ein Zeichen über uns kommen! Öffne mir die Augen, damit ich Dein Zeichen erblicke und es dem Volk zeige. Denn unter dem Volk herrscht eine große Verzweiflung ob der Sünde, und der Mensch will von der Hölle erlöst werden!

Da sprach der Allmächtige zu mir: Sei beruhigt, mein Sohn! Ich werde dich das Zeichen zur gegebenen Zeit sehen lassen!«

Nikolaus hob seine Hände zum Himmel und verharrte so, das Volk aber begann zu beten und zu rufen: »Führe uns in das geheiligte Land, in dem Milch und Honig fließen! Laß uns das Grab Christi von der Sünde befreien, damit auch wir von der Sünde befreit werden!«

Da ließ Nikolaus seine Hände wieder sinken und kündigte damit an, daß er sprechen wollte.

»Seid beruhigt!« sagte er. »Ich werde euch zu mir rufen, wenn mir der Herr das Zeichen gegeben haben wird!«

Ein unfaßbarer Jubel brach aus. Das Volk erhob sich von den Knien und begann zu frohlocken, Menschen fielen sich in die Arme, und wo ich mich umblickte, sah ich unter den Kindern viele frohe Gesichter, auch wenn ihre Blicke ausgehungert waren und ihre Hände nach Essen bettelten.

Auch mich ergriff eine wundersame Kraft, und ich schaute dem Knaben Nikolaus lange nach, wie er auf seinem Esel feierlich durch das Volk ritt. Seit mich sein heiliger Blick getroffen hatte, wünschte ich mir sehnlichst, näher an ihn heranzukommen, aber zwischen mir und ihm stand das ganze Volk, und ich wußte noch nicht einmal, wo er in der Stadt zu finden war.

»In das Gelobte Land würde ich auch gerne ziehen!« sagte Odo, als der wundertätige Knabe aus unseren Blicken verschwunden war. »Wohlgemästete Tiere, Brot und Milch, wo man hinschaut. Und weißt du noch, wie Zabel von großen Reichtümern gesprochen hat, die man sich im Kampf gegen die Heiden erkämpfen kann?«

»Brot und Milch sind mir willkommen«, sagte ich, »aber ob wir den Kampf gegen so viele Unchristen gewinnen können?«

»Wenn wir alle zusammen gegen diese gottlosen Menschen ziehen«, entgegnete mir Odo, »werden wir siegen! Schau, wieviele Tausende wir sind!«

So sprach Odo zu mir, und andere mischten sich ein, und es begannen gleich große Reden darüber, wie man in das Gelobte Land gehen könnte, welche unermeßlichen Reichtümer es dort gäbe und wie man mit Gottes Hilfe die Heiden töten würde.

»Da wirkt Gott manchmal große Wunder«, sagte ein Junge, »oder habt ihr noch nichts von dem tapferen Ritter gehört, der auf die Knie fiel und zu Gott inbrünstig betete, als er von vierhundert Muselmanen plötzlich umzingelt war?«

»Nein«, rief man und forderte den Jungen auf, zu berichten.

»Gott erhörte die Gebete des Ritters«, fuhr er fort, »und umgab ihn mit einem solchen Glanz, daß den Feinden die Augen verbrannten und sie blind und ganz von Sinnen in alle Windrichtungen auseinanderliefen!«

»Ich habe«, sagte ein anderer Junge, »von einem weiteren Wunder im geheiligten Land gehört. Man erzählt, daß dort fünf Kinder von den Heiden entführt worden waren, welche sie töten und verspeisen wollten! In dem Augenblick, als die gottlosen Menschen den um Gnade flehenden Kindern die Dolche an die Gurgeln setzten, verlieh der Allmächtige den Kindern Flügel, so daß sie wie Engel in den Himmel aufrauschten. Dort oben erblickten sie von weitem eine Schar von Rittern, die nach ihnen suchte, und bald hatte man die Heiden gefunden und getötet!«

Nun erzählte noch jemand die Geschichte von einem anderen tapferen Ritter Gottes, den man mit zwei Pferden auseinanderreißen wollte, was aber nicht gelang. Der Herr hatte nämlich seine frommen Gebete erhört, und es geschah, daß sich alle Stricke, Seile und Fesseln, die man ihm anlegen wollte, in zarte Rosen verwandelten, worauf die Heiden in Anbetracht des großen Wunders auf die Knie fielen und sich bekehrten.

Von solchen Geschichten hörte man so viele, daß man am Ende ganz berauscht war von den Wundern, die der Herr vollbringen kann, wenn der Mensch bereit ist, sich von der Sünde für immer zu befreien.

Und es geschah auch, daß der Herr noch am gleichen Tag ein Wunder für mich erwirkte. Als nämlich der Geschichten genug erzählt waren und jeder von uns am liebsten sofort in das Gelobte Land aufgebrochen wäre, langte ich nach meiner Flöte und spielte ein paar Lieder. Die Leute begannen zu singen und zu tanzen, und alles Volk, ob klein oder groß, war vor Glück über die kommende

Erlösung ganz berauscht.

Da plötzlich vernahm mein Ohr den silbernen Ton der Tamburinschellen, und mein Herz schlug heftig auf. Ich rief Odo zu mir und setzte ihn auf meine Schultern.

»Kannst du sie sehen?« fragte ich bange.

»Ja, sie tanzt dort fröhlich, und viel Volk steht um sie herum!«

Ich machte mich sogleich auf den Weg, wobei Odo auf meinen Schultern blieb und mir die Richtung wies, weil das Volk hin und her strömte und es schwer war, dagegen anzukommen. Schließlich aber erreichten wir die Tänzerin, und ich blies mit solcher Freude in meine Flöte, als ob es eine Posaune wäre.

Das Mädchen schaute sogleich in meine Richtung, und über ihr Gesicht ging ein Lächeln. Tanzend und das Tamburin schlagend kam sie auf mich zu und blieb schließlich ganz nah vor mir stehen. Ich schaute in ihre blauen Augen und vergaß das ganze Volk um mich herum. Auch sie muß es vergessen haben, denn plötzlich schreckte uns das Murren der Leute auf, da ich irgendwann aufgehört hatte, zu spielen, und sie, zu tanzen. Wir standen uns so gegenüber, als ob wir ganz allein auf der Welt wären.

Als am Abend die Tore der Stadt geschlossen wurden und wir sie verlassen mußten, achtete ich sehr darauf, meine Tänzerin nicht wieder aus den Augen zu verlieren.

»Sag, wer bist du?« fragte ich sie. »Überall habe ich nach dir gesucht!«

»Ich bin Blanche«, sagte sie.

»Blanche«, wiederholte ich, »welch schöner Name!«

»Und wie ist dein Name?« fragte Blanche.

Ich zuckte mit der Schulter. »Man ruft mich einfach Bub oder Junge, oder man nennt mich schon mal den Pfeifer.«

»Bub oder Junge«, sagte Blanche, »das sind keine Namen. Du müßtest einen Namen haben, der zu deiner Flöte paßt!« Sie überlegte kurz. »Philipp, ja, Philipp der Pfeifer solltest du dich nennen«, sagte sie schließlich lächelnd. »Ein solcher Name paßt zu deiner Flöte!«

Ich sprach den Namen leise nach, und er gefiel mir gut.

»Du tanzt so wunderschön, daß es die Menschen freut«, sagte ich. »Ich pfeife lustig auf meiner Flöte. Meinst du nicht, daß wir zusammenbleiben sollten? Ich würde mich dann gern Philipp nennen, wenn es dir so gefällt!«

Blanche schwieg.

»Bist du alleine auf der Welt?« fragte ich weiter.

Blanche nickte.

»Und was hast du bisher getan? Odo und ich reisten mit einer Spielschar umher und spielten bei Ritterturnieren auf.«

»Auch ich zog mit Spielleuten durch die Lande«, sagte Blanche.

»Und wo ist deine Spielschar?«

Blanche schüttelte den Kopf und wollte nicht mehr weitersprechen. So schwiegen wir. Die Dunkelheit der Nacht umfing uns, und hier und da vernahm man das Jammern eines hungrigen Kindes.

»Bleib bei uns!« bat ich sie schließlich, da mir das Schweigen unerträglich wurde.

»Gut«, sagte Blanche, »eine Weile will ich bei euch bleiben.«

Diese Worte erfreuten mich sehr, und ich griff zu meiner Flöte und stimmte ein sanftes Lied an.

»Du spielst die Flöte, wie ich es noch nie gehört habe«, sagte Blanche. »Man kann dazu nicht tanzen und nicht springen, und doch geht es einem durch alle Glieder!«

»Es ist die Musik der Engel«, sagte Odo, »und Engel tanzen nicht und springen nicht. Sie fliegen.«

So also begann unser gemeinsamer Weg. Blanche, ich sehe, daß du lächelst, und du sprichst zu mir. Ich kann jedoch nicht hören, was du sagst, es ist eine so große Stille überall, daß mir angst wird. O Blanche, bleib bei mir bis ans Ende aller Zeit, laß mich noch oft dein Lächeln sehen!

Du hier, Bruder Alderich? Ich habe nicht gehört, daß du gekommen bist, so sehr war ich in meine Gedanken versunken. Ja, du hast recht, die Zeit verrinnt! Ich sollte sie nicht so vergeuden und zu Ende führen, was ich mir auferlegt habe. So will ich berichten, wie es weiterging.

Die sieben Getreidekörner

Es dauerte nicht lange, und das Volk begann in Köln zu murren. Die Stadt platzte aus allen Nähten, Hunger und Krankheiten breiteten sich immer schneller aus, immer öfter sah man ein armes Kind tot im Straßenschmutz liegen. Vor den Toren der Stadt lagerten ganze Völker von Kindern, zu denen sich mit der Zeit Scharen von erwachsenen Bettlern und Dieben gesellt hatten. Die rauhen Sitten dieser Leute führten dazu, daß sich unter den Kindern Diebesbanden zu bilden begannen und man nun ständig davon hörte, daß ein Kindervolk das andere überfallen und ausgeraubt hatte.

Die Bürger der Stadt murrten am lautesten. Sie schlossen sich zu einer Bürgerwehr zusammen, und man sprach auch schon davon, daß Hilfe von Rittersleuten erkauft werden sollte, um die Stadt von dem vielen Volk zu befreien und es von den Toren zu verjagen.

Da verbreitete sich eines Tages mit Windeseile die Nachricht durch die Gassen, Nikolaus habe das Zeichen des Herrn erkannt und werde es dem Volk vor den Mauern der Stadt bekanntgeben.

Das Volk versammelte sich sogleich in einer freudigen Erregung, aber es war erst am Morgen des nächsten Tages, als endlich der wundertätige Knabe erschien und folgende Rede begann:

»Ihr armen Sünder, Gott möge euch verzeihen und euch erretten! Der Herr hat mich in der letzten Nacht das Zeichen sehen lassen. Während alle Welt schlief, berührte mich die unsichtbare Hand des Allmächtigen und ließ mich zum Himmel aufschauen. Dort glühte in feuerroter Gestalt das Zeichen, das mir der Herr versprochen hatte. Ich sah eine goldrote Ähre mit sieben Getreidekörnern, und sie zeigte nach Süden.

Der Herr aber sprach zu mir: Folge der Ähre in das geheiligte Land! Sieben Getreidekörner hat sie, und du sollst sie säen gegen den Hunger und den Durst, die Krankheit, die Sünde, das Böse, die Dunkelheit des Geistes und den Tod. Davon möge sich das Volk, das

dir folgen wird, speisen, und es sei gefeit gegen alle Übel!

Da fiel ich nieder vor dem Herrn und rief: O Herr! Ich werde das Volk nach Jerusalem führen, dort das geheiligte Grab befreien und so den Menschen vor der Hölle erretten! Du hast mich auserwählt, und ich bin Dein Diener!

Der Herr aber erwiderte mir: Ihr seid nicht alleine in eurem heiligen Kampf, denn Tausende von gottesfürchtigen Kindern ziehen auch aus den französischen Landen in die geheiligte Stadt. Und ich sage euch: Wenn ihr an das Meer gekommen seid, werden sich die Wasserfluten für euch teilen, und ihr werdet wie einst Moses und sein Volk trockenen Fußes in die geheiligte Stadt gelangen. Dort werdet ihr gegen die Heiden siegen und das Grab meines Sohnes befreien!«

So sprach der wundertätige Knabe Nikolaus zu uns und fiel dann auf die Knie. Wir alle fingen an zu beten, und mit jedem Wort des Gebets, das zum Himmel emporstieg, wuchs in uns eine wunderbare Kraft.

Dann bestieg Nikolaus seinen Esel, schlug das Zeichen des Kreuzes über dem Volk, und der Zug setzte sich langsam in Bewegung.

»Auf ins Gelobte Land, wo Milch und Honig fließen!« riefen die einen. »Rache den Heiden und Sieg dem Allmächtigen!« riefen andere. Immer wieder gingen Gebete durch das Volk, und es sah prachtvoll aus, prachtvoller noch als jedes Ritterturnier, wie der wundertätige Knabe Nikolaus auf seinem Esel dem Volk voranritt und das Zeichen des Kreuzes über dem Meer von Häuptern verteilte.

Mich aber hatte ein seltsames Glühen erfaßt, es war, als ob mir Flügel gewachsen wären und ich in das Gelobte Land fliegen wollte. »Wir sollten zu unserem Führer aufschließen«, sagte ich zu Odo und Blanche, »denn in seiner Nähe werden wir bestimmt die größten Wunder erleben und betreten als erste die heilige Stadt!«

»O ja!« stimmte mir Odo freudig zu. »Wir können ihm vielleicht zur Tafel aufspielen, das wird ihn bestimmt erfreuen!«

»Zur Tafel aufspielen?« sagte ich. »Hast du schon vergessen, daß der wundertätige Knabe Nikolaus nicht speist und nicht trinkt und trotzdem lebt, was ein Wunder des Herrn ist?«

»Ja, das stimmt, ich habe es vergessen. Dann soll er aber statt Trank und Speise ein Wunder beim Allmächtigen für meine häßliche Zwergengestalt erwirken und mich zu einem hübschen Knaben machen!« Odo schaute dabei verstohlen Blanche an.

»Du bist ein Zwerg, das sieht jeder«, sagte daraufhin Blanche, die

seine Blicke bemerkt hatte. »Aber wer sagt, daß deine Zwergengestalt für den Herrn häßlich ist? Der Allmächtige im Himmel nimmt jeden, wie er ist, und auch dich wird er so nehmen.«

»Auch wenn er mich für eine große Sünde bestraft hat?«

»Die du begangen hast?«

Odo senkte seinen Blick zu Boden und schwieg.

»Wenn du sie begangen hast, dann wirst du dich verantworten müssen. Hast du sie aber nicht begangen, so hat das Böse hier auf Erden gesiegt, und der Teufel hat dir deine Zwergengestalt aufgebürdet. Im Himmel, wo es nur das Gute gibt, wirst du die Gestalt eines schönen Jünglings annehmen, dessen sei dir gewiß!«

»Dann kann es auch sein«, sagte Odo, und seine Stimme überschlug sich vor Freude, »daß mir der Allmächtige eine schöne Jünglingsgestalt schon dann gibt, wenn wir das Böse am Grabe Christi besiegt haben. Der wundertätige Knabe hat doch gesagt, daß Gott die Menschen danach von der Sünde befreien wird!«

»Das kann sein«, sagte Blanche, »wenn dann das Böse aus der Welt ist, wird das Gute überall siegen.«

Von nun an wurde Odo viel fröhlicher, ich aber wunderte mich darüber, wie schön und wahr Blanche zu ihm gesprochen hatte. Denn die meisten Menschen hatten nur dann am häßlichen Zwerg Odo ihr Vergnügen, wenn er seine lustigen Possen trieb, und auch mir war es zunächst nicht anders ergangen.

An jenem und am nächsten Tage gelang es uns nicht mehr, an die Spitze des Zuges zu kommen, man konnte sich eilen, wie man wollte, immer hatte man das ganze Volk vor sich. Als aber am dritten Tag der Zug schon um die Mittagszeit stillstand, gelang es uns endlich, bis zu dem wundertätigen Knaben vorzudringen.

Er stand neben seinem Esel und muß wohl gerade eine Predigt gehalten haben, denn das Kindervolk lag auf den Knien und schlug betend das Kreuzzeichen.

Viele Kinder streckten die Hände nach dem Knaben aus und schoben sich kniend in seine Nähe, um ihn berühren zu können. Zu meinem großen Erstaunen sah ich jedoch, daß der wundertätige Knabe von einer ganzen Schar von erwachsenen Beschützern umgeben war, die streng darauf achteten, daß ihm keiner zu nahe kam.

Diese Beschützer, besonders einer unter ihnen, ein gedrungener, kleiner, älterer Mann mit einem pockenvernarbten Gesicht,

benahmen sich dabei recht gewalttätig. So geschah es, daß ein kleines Mädchen, das den wundertätigen Knaben berühren wollte, von dem älteren Mann mit soviel Gewalt zur Seite gestoßen wurde, daß es zu Boden fiel und sich die Stirn blutig aufschlug.

Das Volk begann zu maulen, und es flogen auch etliche Steine, bis einer der Beschützer nach vorne trat und rief: »Der Allmächtige hat den wundertätigen Knaben für eine große Aufgabe ausgewählt! Ihr solltet seine Kraft durch euer kleinliches Gehabe nicht unnütz beanspruchen, damit er euch trockenen Fußes nach Jerusalem führen kann! Dort wird für jeden von euch ein Wunder geschehen, und ihr werdet für alle Zeiten von der Not erlöst sein! Ihr solltet also darum beten, daß der Allmächtige dem Nikolaus seine heilige Kraft bewahrt! Auf die Knie mit euch!«

Das Volk ging auf die Knie und begann für den Knaben zu beten. Ich schaute ihm derweil ins Gesicht und merkte, daß er mit seinen Gedanken nicht auf der Erde, sondern beim Allmächtigen im Himmel weilte. Nach einer Weile begann er seine Lippen zu bewegen, und das Volk wurde ganz still.

»Ich sehe«, sprach Nikolaus, »das Grab Christi in einem hellen Glanz erstrahlen! Die Engel werden euch für die Befreiung des Grabes danken, jedes Leid und jede Sünde werden von euch genommen sein!«

So und ähnlich sprach der wundertätige Knabe dann jeden Tag zu uns, und wirklich – ohne seine wundertätigen Worte hätte es unter den Menschen bald übel ausgesehen. Es gab nämlich nur sehr wenig zu essen, und jeder beneidete den anderen um sein Stückchen Brot, so daß es ständig Streit und Rangeleien gab.

Am erträglichsten ging es uns noch dann, wenn wir an Wäldern vorbeikamen. Geübte Fallensteller konnten dort manches Tier einfangen, und man konnte sich von dem einem oder anderen Kraut leidlich ernähren. Die meiste Zeit aber zogen wir nur an kahlen Feldern vorbei oder kamen durch Dörfer, in denen die Bewohner selbst kaum Vorräte hatten. Hinzu kam noch, daß es nur wenig Sonne, dafür aber desto mehr Regen gab, und obwohl der Juni schon zu Ende ging, war es immer noch sehr kalt, am schlimmsten nachts, wo alle am meisten zu leiden hatten.

Und obwohl das so war, schlossen sich uns immer mehr Kinder an. Viele kamen alleine, die meisten aber wurden von ihren Eltern gebracht, und man sah, daß es nicht gerade die stärksten und

gesündesten Kinder waren, die mit uns gehen sollten.

»Lasset sie mit euch in das Land ziehen, wo Milch und Honig fließen«, sprachen die Mütter und Väter, »denn hier sterben sie uns vor Hunger, und wir sind ohne jede Hoffnung!«

Doch wer schon schwach oder sogar krank war, der schaffte meist keine drei Tagesmärsche mehr. Am Anfang gelang es uns noch, jedes tote Kind würdig in ein Grab zu legen, und wer es gekannt hatte, der weinte und betete zu Gott, er möge es zu sich in den Himmel nehmen. Später reichten unsere Kräfte nur noch für ein spärliches Gebet, manchmal sogar nur für ein Kreuzzeichen, das man im Vorbeigehen schnell auf der Brust schlug.

Durch Gottes große Gnade erging es Blanche, Odo und mir im Gegensatz zu vielen anderen recht gut. Dafür hatten wir besonders Blanche zu danken, denn immer, wenn der Zug stillstand, tanzte sie zu meinem Flötenspiel. Das Volk konnte sich an ihrem Tanz, an ihren zarten Füßchen und dem fliegenden, goldenen Haar nicht sattsehen und man gab uns manches Mal das beste Stück Speise, damit ich meine Flöte hurtig spielte und Blanche sich dazu fröhlich im Kreis drehte.

In meinem Herzen erwachten in jener Zeit die seltsamsten Gefühle. Wenn Blanche tanzte und ihre weißen Arme mit den wohlgeformten Händen langsam himmelwärts erhob, entzückten sich daran alle meine Sinne, und ich entlockte meiner Flöte die wundersamsten Melodien. Auch lachte sie sehr oft beim Tanz, was sie ansonsten selten tat, und es ging dann eine Welle durch ihre schmalen Hüften, daß mir in der Brust mein Herz entflammte. Wie gerne wäre ich dann aufgesprungen und hätte sie geherzt und geküßt, aber das Volk gaffte und wollte sein Vergnügen, und ich mußte meine Flöte blasen. War dann der Tanz vorbei, so schien mir Blanche scheu und unzugänglich, und ich traute mich nicht, sie zu berühren.

Das ging so eine Zeitlang, bis ich es nicht mehr aushielt. In einer Nacht – Blanche schlief schon, und das Feuer, an dem wir lagerten, glimmte nur noch schwach – griff ich nach ihrer Hand. Sie war noch viel leichter und zarter, als ich gedacht hatte, und ich drückte sanft ihre Finger. Da erwachte sie plötzlich, zog ihre Hand heftig zurück, und im schwachen Schein des glimmenden Feuers sah ich Angst in ihren Augen.

»Ich bin es, Philipp. Ich wollte dich nicht erschrecken, liebe Blanche!« flüsterte ich ihr zu.

Blanche kam erst nach und nach zu sich und erkannte mich schließlich.

»Du bist es, Philipp«, sagte sie, und ihre Stimme klang seltsam trocken. Dann rückte sie ein wenig von mir weg, legte sich wieder hin und preßte die Hände in ihren Schoß. So schlief sie ein.

Ich aber dachte die ganze Nacht darüber nach, was ich verkehrt gemacht hatte, und da ich es nicht finden konnte, wurde ich recht traurig.

Die Ritter Christi

Es geschah schließlich, daß wir an dem Ort Breisig vorbeikamen, wo ich die schlimme Nachricht vom elenden Tod meiner Schwester vernommen hatte. Mit Blanche und Odo suchte ich die Stelle, wo man Maria begraben hatte, konnte sie jedoch nicht mehr finden. Ich fragte die Fischersleute, die sich noch gut an mich erinnern konnten, und erfuhr zu meiner großen Bestürzung, daß der Fluß das Grab bei einer Überschwemmung vernichtet hatte.

»Am Jüngsten Tage, wenn der Allmächtige alle auferstehen läßt, wirst du deiner Schwester wieder begegnen!« tröstete mich Blanche.

»Sie stürzte sich in die Fluten. Ich bete immerfort zum Herrn, er möge sie dafür nicht mit der Hölle bestrafen!« sagte ich.

»Sie nahm sich ihr Leben?« fragte Blanche angstvoll und schlug ein Kreuzzeichen auf ihrer Brust.

»Ja, es muß im Wahn gewesen sein, daß sie ihr Leben beendet hat«, antwortete ich. Und dann erzählte ich Blanche meine ganze Geschichte seit der Flucht von Schattal, und was ich vergaß, ergänzte Odo.

»Deine Schwester muß unter Sforza schrecklich gelitten haben!« sagte Blanche traurig, als ich geendet hatte. »Dafür wird ihn die Strafe Gottes treffen!«

»Die Strafe des Herrn und meine Rache!« fügte ich hinzu. »Und Zabel, dem wir das alles zu verdanken haben, wird meiner Rache auch nicht entkommen, das schwöre ich bei Gott!« Ich ballte die Fäuste und hob meine rechte Hand zum Himmel. Im gleichen Augenblick zuckte Blanche zusammen.

»Was ist?« fragte ich besorgt.

»Man bekommt Angst, wenn man dich so mit geballten Fäusten sieht!« sagte sie.

Ich ließ meinen Arm wieder sinken. »Ich wollte dich nicht erschrecken, Blanche. Aber immerzu muß ich daran denken, was

meine Schwester erlitten hat. Das tut meinem Herzen weh, und ständig habe ich Rachegedanken, die mir nicht aus dem Kopf gehen!«

»Ich habe schon gemerkt«, meinte Blanche, »daß du oft finsteren Gedanken nachgehst. Viel fröhlicher siehst du aus, wenn du auf der Flöte spielst!«

»Wenn du dazu tanzt«, sagte ich, »spiele ich nur zu gerne. Dann muß ich auch nicht an den teuflischen Sforza denken!«

»Dann solltest du jetzt spielen!« bat mich Blanche.

Ich nahm meine Flöte und erfüllte ihr den Wunsch. Blanche wiegte sich erst leicht in der Hüfte, während sie mir zuhörte, dann schließlich begann sie in die Hände zu klatschen und zu tanzen. Wie immer gesellten sich sofort Leute zu uns und schauten ihr zu, aber diesmal hatte ich das Gefühl, Blanche tanze nur für mich alleine. Ich vergaß den Sforza und all das, was meiner Schwester und mir widerfahren war, und fühlte mich glücklich. Aber der Tanz dauerte nicht lange, denn der Zug nach der geheiligten Stadt Jerusalem ging weiter, und wir mußten uns auf den Weg machen.

Wir zogen nun am Rhein entlang, und weil der Fluß über die Ufer getreten war, mußten wir oft kräfteraubende Umwege über Berge und Hügel nehmen. Viele hielten das nicht aus und wurden krank, immer mehr Kinder starben an Auszehrung und Hunger. Hinzu kam, daß die Diebesbanden, die sich schon in Köln gebildet hatten, mittlerweile so schlimm ihr Unwesen trieben, daß man um sein Leben fürchten mußte, wenn man ein Stückchen Brot bei sich hatte. Ständig hörte man von Raubüberfällen, und nachts war man nur an den Feuerstellen sicher. Von denen gab es aber so wenige, daß sich die Menschen bei Anbruch der Dunkelheit um die Schlafstätten prügelten.

Ich begann mich sehr um Blanche zu ängstigen, weil sie beim Tanzen viele begierige Blicke auf sich zog und es im Zug manches Mädchen gab, dem schlimmste Gewalt angetan worden war.

»Du solltest mit dem Tanzen aufhören, bis wir in Jerusalem sind«, sagte ich deshalb zu ihr. »Ich muß immer daran denken, wie meiner Schwester von dem Ritter Helprich Gewalt angetan worden ist, und sie war ein schönes Mädchen, aber bei weitem nicht so schön wie du!«

»Es wird mir schon keiner beim Tanz Gewalt antun«, entgegnete mir darauf Blanche. »Du weißt, wie gerne ich mich drehe und springe, ich könnte das nicht missen!«

»Es schaut dich aber manch einer recht begierig an, wenn du tanzt«, gab ich ihr zu bedenken, »und ich würde es nicht überleben, wenn dir etwas geschehen würde!«

»Es wird mir schon nichts geschehen!« sagte Blanche. »Ich muß tanzen, es wäre sonst, als ob du einem Vogel Fesseln anlegen wolltest!«

Als ich noch weiter dagegen sprechen wollte, sprang Blanche auf und legte mir die Hand auf den Mund, so daß ich schweigen mußte. Ich sah ihr zartes Gesicht nah an meinem, und es war ein so lebendiger Glanz in ihren blauen Augen, daß mir klar wurde, keine Bitte und kein Verbot würden sie je bezähmen können. Ich sagte von nun an nichts mehr, zumal es nur noch wenige Tage dauerte und wir es mit anderen Sorgen zu tun bekamen.

Das Gelobte Land war nicht in Sicht, der wundertätige Knabe hatte schon lange nichts mehr von sich hören lassen, und das Volk begann zu murren und zu rebellieren. Erst als sich die ersten anschickten, den Zug zu verlassen, und viele sich weigerten, weiterzuziehen, kam endlich die Nachricht, Nikolaus wolle zu uns sprechen. Daraufhin versammelten wir uns auf einem großen, brachliegenden Acker, der ein wenig vom Fluß entfernt lag und der fast allseits von Hügeln umschlossen war.

Nun konnte man erst sehen, daß der Zug um mehr als die Hälfte geschrumpft war, und alle, die noch an ihm teilnahmen, elender aussahen als je zuvor. Das Volk stand auch nicht mehr wie vor den Toren Kölns in froher Erwartung, sondern hatte sich, gänzlich entkräftet und ohne jeden Glauben, in den lehmigen Dreck des Ackers fallen lassen.

Als Nikolaus auf seinem Esel erschien, herrschte Stille unter den Menschen, es jubelte keiner.

Der wundertätige Knabe ritt auf eine kleine Anhöhe zu, stieg von seinem Esel herab, schlug das Kreuzzeichen über dem Volk und schaute stumm in die Runde. Dann breitete er die Arme aus, richtete die Augen zum Himmel empor und rief:

»O Herr, warum hast Du uns verlassen? Schaue auf unser Elend nieder, schaue auf all die leidenden und kranken, hungernden und sterbenden Kinder und habe Mitleid mit uns!

O Herr! Wir sind ausgezogen, das Grab Deines Sohnes im Heiligen Krieg ruhmreich zu befreien! Willst Du uns, die Deinen Glauben verteidigen wollen, ohne jeden Schutz fallen lassen? Wir beten zu Dir

und Deiner Allmächtigkeit und erbitten Deine Hilfe!«

Danach faltete er seine Hände und versank in ein stummes Gebet. Wie er so dastand, groß und hager, das Haupt demütig gebeugt, faltete auch manch anderer im Zug seine Hände und sprach ein Gebet zum Herrn. So hielt die Stille lange an, bis Nikolaus aus seinem Gebet erwachte und sich wieder dem Volk zuwandte.

»Der Herr hat mir sein Schutzgeleit zugesichert! Der Allmächtige ist mit uns!« rief er. »Doch schaut euch an! Wollt ihr so für den Glauben kämpfen? Welcher Anblick bietet sich den himmlischen Engelsscharen, wenn sie auf euch niederschauen? Ihr liegt im Dreck! Ich höre täglich, daß sich Diebstahl, Gewalt und Mord ausbreiten. Der Teufel ergreift die Herrschaft über die Welt, er taucht unter euch in der Gestalt von Dieben und Mördern auf! Erhebet euch, ich sage, erhebet euch, denn wahrlich, wer so tief gesunken ist, den wird Gottes Hand nicht mehr bewahren können!«

Nachdem diese Worte verklungen waren, sah man hier und da die Menschen langsam wieder aufstehen.

Dem Nikolaus war dies jedoch noch nicht genug. »Wollt ihr, daß die Flammen der Hölle aus dem Boden schießen und euch verbrennen, bevor ihr die heilige Aufgabe erfüllt habt?« rief er so laut, daß seine Worte von den Hügeln zurückgeworfen wurden und tausendfach widerhallten. »Stehet auf, denn wahrlich, es träumte mir, daß aus einem dreckigen Lehmboden Feuer emporkam und ein Weltenbrand sich ausbreitete, der sogar Felsen zum Schmelzen brachte!«

Nach diesen furchterregenden Worten bekamen wir alle Angst, und bald gab es keinen mehr, der noch im Dreck gelegen hätte. Sogar schwer Erkrankte hielt man auf den Beinen, damit das Höllenfeuer sie nicht mit sich riß.

Der wundertätige Knabe Nikolaus aber fuhr fort in seiner Rede. »Ich habe euch vor den Toren von Köln gesagt, daß uns der Herr sieben Körner in seinem Himmelreich vermacht hat. Hier«, Nikolaus streckte seine rechte Hand aus, »ist ein solches Korn. Ich säe es jetzt aus unter Dein Volk, o allmächtiger Herr, ich flehe Dich an: Mache es satt!«

Mit einer weiten Handbewegung säte Nikolaus das Korn unter das Volk und rief: »So nehmet das Korn auf! Teilet das Wenige, das ihr habt, untereinander, und ein jeder wird satt. Im geheiligten Land fließen Milch und Honig in ungeheuren Mengen, das sage ich euch! Lasset uns gemeinsam in das italienische Land nach Genua gehen, wo

der Herr mir das Wunder der Meeresteilung versprochen hat, so daß wir trockenen Fußes bis nach Jerusalem kommen!

Und nun höret das Wichtigste!« Nikolaus wartete, bis das ganze Volk still war, und fuhr dann fort: »Höret, was mir der Herr befohlen hat! Ich soll euch alle, ob klein oder groß, in seinem Namen zu Rittern Christi schlagen! Damit ist jedem von euch das ewige Paradies sicher, wenn er in diesem Kreuzzug sein Leben für die heilige Sache opfert! Seid gesegnet, ihr Ritter des Gottessohnes! Sein Sieg komme über uns!«

Der wundertätige Knabe Nikolaus ballte seine Fäuste und streckte sie in den Himmel. Im gleichen Augenblick brach das Volk, das eben noch elendig im Dreck gelegen hatte, in einen lauten Jubel aus. »Wir sind alle Kämpfer Gottes!« rief man und: »Wir sind Ritter des Gottessohnes, und das ewige Paradies ist uns sicher!«

Ich aber war schon da ganz von Sinnen, als ich gehört hatte, daß unsere Reise durch das italienische Land gehen sollte. Bis zu diesem Tag hatte sich keiner von uns Gedanken darüber gemacht, wo das Gelobte Land lag. Wir vertrauten alle dem wundertätigen Knaben, daß er uns in seiner göttlichen Weisheit sicher zur heiligen Stadt Jerusalem führen würde.

»Odo«, sagte ich, »es muß ein Fingerzeig Gottes sein, daß wir ausgerechnet durch Italien ziehen sollen! Denkst du nicht auch sofort an Enrico Sforza?«

»Ich denke daran«, sagte Odo. »Aber weißt du noch, was der Mann in Aachen über den Weg nach Italien erzählt hat?«

»Daß er sehr beschwerlich sein soll«, sagte ich. »Aber was ist schon dieser Weg gegen meine Rache und gegen das Wunder, das der Herr an deiner Gestalt bewirken wird, wenn das Böse besiegt ist?«

»Ja«, meinte Odo und lächelte versonnen, »welch herrliches Leben würde danach für mich beginnen!«

»Ich werde Nikolaus noch heute in seinem Zelt aufsuchen und ihn über den Weg nach Genua befragen«, sagte ich. »Vielleicht kann er mir auch dank seiner wundertätigen Kraft prophezeien, wo ich den teuflischen Ritter finde und wie ich Rache an ihm nehmen kann!«

Während ich diese Worte sprach, merkte ich, daß Blanche besorgt den Kopf schüttelte.

»Woher willst du die Kraft nehmen, den Ritter zu besiegen?« fragte sie. »Hast du schon vergessen, daß er dich beinahe getötet hat? Willst du dich in ein neues Unglück stürzen, Philipp?«

»Der Allmächtige wird mir die Kraft schon geben«, sagte ich. »Er bewirkt manches Wunder, und wenn er das Meer teilen kann, wird er mich auch den teuflischen Ritter besiegen lassen!«

Blanche wollte darauf noch etwas erwidern, aber ich war so ungeduldig, daß ich sie nicht mehr zu Wort kommen ließ. »Ich gehe jetzt zu Nikolaus«, rief ich ihr zu, während ich mich schon umwandte, »er wird mir den richtigen Weg weisen, ihn leitet der Allmächtige im Himmel!«

Blanches Hand

Das Zelt des wundertätigen Knaben stand hinter einem der Hügel versteckt, und ich brauchte erst eine Weile, bis ich das herausgefunden hatte. Dann sah ich es endlich, und ich richtete entschlossen meine Schritte auf den Zelteingang zu.

Sehr weit kam ich jedoch nicht, denn plötzlich faßten mich von hinten zwei starke Hände und verbogen mir den Arm so schmerzlich, daß ich aufschrie.

»Was suchst du hier?« fragte mich der Mann, der mich festhielt und dessen Gesicht ich nicht sehen konnte.

»Ich wollte zum wundertätigen Knaben Nikolaus!« antwortete ich und versuchte mich aus dem Griff zu befreien.

Der Mann drückte mir jedoch meinen Arm noch weiter nach oben und fragte: »Was willst du von ihm?«

»Ich will ihn etwas fragen!«

»Trägst du einen Dolch?« wollte der Mann wissen, wobei er mir wieder schmerzhaft den Arm nach oben drückte.

»Nein, ich habe keinen Dolch!« rief ich und wand mich vor Schmerzen.

Der Mann glaubte mir aber nicht, durchsuchte meine Kleider und fand die Flöte. Da er meinen Arm immer noch festhielt, rief ich, ich könnte dem wundertätigen Knaben etwas auf der Flöte vorspielen, wenn er es wünsche. Man nenne mich Philipp den Pfeifer, und ich käme in gänzlich friedlicher Absicht. Nun endlich ließ mich der Mann aus dem schmerzhaften Griff frei.

Ich drehte mich vorsichtig um und erblickte einen der Beschützer des wundertätigen Knaben. Es war ein großer, hagerer junger Mann, der einen langen, sehr dünnen Bart trug. Er hatte den Kopf kahlgeschoren, und seine Arme waren kräftig und lang.

Neben ihm standen noch zwei weitere Männer. Den einen kannte ich, es war der Mann mit dem pockenvernarbten Gesicht, der mir

schon zu Beginn des Zugs aufgefallen war. Den zweiten Mann hatte ich bisher nur ganz selten gesehen. Er war noch ziemlich jung, hatte langes, blondes Haar und hielt die Hände nach unten gefaltet. Er betrachtete mich von Kopf bis Fuß und sagte dann erbost: »Der wundertätige Knabe Nikolaus will keinen sehen, und er will auch keine Flötenmusik hören! Dies hier ist kein gemeines Fest, sondern ein heiliger Kreuzzug, und es ist dem Knaben schon ein Greuel, wenn sich das gemeine Volk so billig vergnügt!«

»Das mag sein«, entgegnete ich, »aber ich spiele auf meiner Flöte solche Lieder, wie ich sie in einem großen Gotteshaus gehört habe. Das war zu Mainz, und das Gotteshaus nennt man dort den Kaiserdom. Diese Lieder sind so herrlich, daß viele Menschen von Engelsmusik sprechen, wenn die Melodien erklingen!«

Meine Worte überzeugten die Männer nicht, im Gegenteil, sie verzogen ihre Gesichter und wurden ungeduldig. »Nikolaus ist jede Musik ein Greuel!« antwortete mir der Mann, der mich festgehalten hatte. »Du solltest jetzt machen, daß du fortkommst! Der wundertätige Knabe möchte nicht gestört werden, er braucht seine Ruhe, um zum Herrn zu beten, und er braucht seine Kraft, um den Kreuzzug zu führen! Versuchungen braucht er nicht!«

Nachdem er so gesprochen hatte, gab er mir meine Flöte zurück und drängte mich dann vom Zelt weg zurück hinter den Hügel.

»Die Welt des Herrn steht Kopf«, sagte ich zu Blanche und Odo, als ich wieder bei ihnen war. »Ich bin zu dem wundertätigen Knaben nicht durchgelassen worden! Man hat mir den Arm schmerzhaft verdreht, mich nach einem Dolch gefragt, als ob ich Nikolaus etwas antun wollte, und mir sogar meine Flöte weggenommen! Dann hat man mir gesagt, Nikolaus wolle keine Musik hören, auch nicht, wenn sie wie Engelsgesang klingt!« Dann berichtete ich noch von den drei Männern und wunderte mich darüber, daß solch zwiespältiges Volk den wundertätigen Knaben behütete.

»Das erstaunt mich auch«, meinte Odo, »aber wenn man recht überlegt, dann muß der Führer eines so großen Kreuzzuges Leute haben, die ihm helfen und ihn beschützen. Erinnere dich an den Ritter Hugo von der Kien, der auch seine Männer für diese und jene Aufgabe hatte.«

»Das mag sein«, sagte ich, »die Gehilfen des Hugo von der Kien jagten nicht gleich jeden fort, der zu ihm wollte.«

»Am besten, du versuchst es dann nochmal, wenn die Männer mit

etwas anderem beschäftigt sind«, meinte Odo. »Warte erstmal ab, bis sich der Zug wieder in Bewegung gesetzt hat!«

»Und solange er noch steht, laßt uns ins Volk gehen«, schlug Blanche vor. »Alle sind jetzt in einer frohen Stimmung, und wir werden sicher manches Geschenk bekommen und können einen kleinen Vorrat für später anlegen! Wer weiß, welche Zeiten noch kommen!«

Wir gaben Blanche recht, gingen unter das Volk und bereiteten ihm bis tief in die Nacht soviel Vergnügen, daß wir manches schöne Stück Brot geschenkt bekamen und in der nächsten Zeit nicht hungern mußten.

Am nächsten Morgen setzte sich dann der Zug wieder langsam in Bewegung, und es vergingen noch viele beschwerliche Tage, bis wir die Berge endlich hinter uns gelassen hatten und das Flußtal breiter wurde.

Hinter der Stadt Mainz, an die ich so unselige Erinnerungen hatte, wurde das Land dann schließlich ganz flach, und nun begann von überall her das Volk zu uns zu strömen, um den wundertätigen Knaben zu sehen.

Dieser predigte jetzt auch wieder öfter. Ich war ihm immer so nah, wie es seine Beschützer nur zuließen, und sah, daß alle seine Worte mit einem heiligen Feuer erfüllt waren. Jedem war offensichtlich, daß der Allmächtige an diesem Knaben ein Wunder hatte geschehen lassen. Ganze Dörfer schickten uns nun ihre Kinder, damit sie sich dem heiligen Kreuzzug anschlossen, denn es hatte sich überall herumgesprochen, daß ihnen als Ritter Christi das Paradies offenstand.

»Stimmt es«, fragten die neuen Ritter des Gottessohnes, »daß im geheiligten Land Milch und Honig fließen und alle Menschen satt werden?«

»Ja, das stimmt«, sagten wir.

»Und stimmt es, daß der wundertätige Knabe das Meer teilen wird, damit wir trockenen Fußes in das Paradies gelangen?«

»Dies hat ihm der Allmächtige zugesichert, das Meer wird sich teilen!«

So viele glückliche Augen sah ich selten wie in jenen Tagen, doch war es Glück genug für die schweren Zeiten, die noch kommen sollten?

Das viele neue Volk brachte es jedenfalls mit sich, daß es Blanche,

Odo und mir sehr gut ging. Am Abend, wenn der Zug hielt, spielten wir auf, und immer war es Blanches Tanz, der die Leute zu vielen Geschenken hinriß. Die meisten der Kinder hatten in ihrem Leben noch gar keine oder nur wenig Freude gehabt, und es dauerte deshalb meistens nicht lange, bis sie anfingen mitzutanzen und mitzuspringen. So hatten sie etwas zu jubeln und zu lachen, und in einer solch fröhlichen Stimmung teilten sie die mitgebrachten Vorräte mit uns.

Und auch ich war in jenen Tagen ein glücklicher Mensch, denn immer öfter merkte ich, wie Blanche mich beim Tanzen anlachte oder anmutig ihr schmale Hand in meine Richtung ausstreckte. Ich erfreute mich dann an ihrer schlanken Gestalt, an ihrem weißen Hals und ihren lockigen Haaren, und in ihre blauen Augen konnte ich bald nicht mehr schauen, ohne daß mir eine große Hitze zu Kopf stieg.

Eines Abends lachte sie so viel und tanzte so schön und anmutig, daß ich glaubte, das Herz müßte mir zerspringen. Als wir uns im Schein des Feuers niedergelegt hatten, fand ich deshalb keinen Schlaf, war immer noch hellwach und betrachtete entzückt Blanches engelsgleiches Gesicht. Plötzlich schlug sie die Augen auf, und ich merkte, daß auch sie nicht geschlafen hatte. Ihre Augen waren im Widerschein des Feuers weich und dunkel und schauten mich ganz offen und ohne jede Scheu an.

Da nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und berührte ihre Hand. Sie erschrak nicht wieder, wie sie es schon einmal getan hatte, und ich spürte, daß sie es nun mochte, wenn ich ihre Hand in meiner hielt. Sie war so wohlgeformt, so schmal und zärtlich weich, daß mir bei dieser Berührung der Atem stockte und eine heiße Glut in meinem Körper sich verströmte. Ich streichelte sie zart, und es geschah bald, daß wir näher zueinander rückten.

Ich berührte ihre goldenen Haare, streichelte ihr Gesicht und begann sie zu liebkosen. Auch Blanche legte ihre Arme um mich und drückte mich und herzte mich. Ich berührte vorsichtig ihren schmalen Rücken und merkte, daß ihr dies gefiel und sie in meine Hände gänzlich versank.

Als ich aber das Bändchen löste, welches ihr Kleid am Hals zusammenhielt, weil ich es von ihrem Körper streifen wollte, spürte ich plötzlich, daß in diesem Augenblick etwas Kaltes in sie fuhr und sie dies nicht haben wollte.

»Habe ich dir wehgetan?« fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf.

Ich zog meine Hand zurück, da ich verwirrt war und nicht recht wußte, was nun geschehen sollte. Eine Zeit verging, in der wir beide schwiegen, und ich wurde immer trauriger.

Doch mit einemmale spürte ich Blanches Hand in meiner, und sie sprach zu mir: »Rück wieder näher an mich, Philipp, es ist so kalt.«

Mit Freuden tat ich dies und umarmte sie fest. So schliefen wir ein, und ich träumte von einem sonnigen Tag in Schattal, wo wir alle vor der Hütte saßen und mein Vater etwas erzählte. Ich konnte mich aber am nächsten Morgen nicht mehr daran erinnern, ob es diesen Tag wirklich gegeben hatte oder ob es nur ein Traum gewesen war.

Von nun an schliefen wir jede Nacht ganz eng zusammen, und ich umarmte und wärmte Blanche, bis der Schlaf uns umfing. Immer aber spürte ich, daß in ihr eine Angst wohnte, die ich nicht durch zärtlichstes Liebkosen und sanfteste Worte von ihr nehmen konnte.

Des Teufels Versuchung

Als der September des Jahres 1212 herangerückt war, stand es um den heiligen Kreuzzug sehr schlecht. Es war so viel Volk auf den Beinen – manche sprachen von fast fünfzigtausend Rittern Christi –, daß der Zug oft stockte und es immer mehr Streit und Gewalt unter den Menschen gab.

Der wundertätige Knabe Nikolaus predigte nun fast täglich, und immer wieder sprach er vom Gelobten Land, in dem Milch und Honig flossen, und schilderte mit furchterregenden Worten den Teufel, der die ganze Welt in Finsternis stürzen wollte. Nach und nach säte er die von Gott dem Menschen vermachten Getreidekörner in die Welt, auf daß sie wirkten und das Volk gesundete.

Die Körner wirkten jedoch immer weniger. Die Vorräte, die wir durch den Zustrom ganzer Dörfer angesammelt hatten, waren schnell zur Neige gegangen, und die Menschen mußten wieder hungern. Das traf am schlimmsten die kleinen Kinder, die die Mühsal einer so gewaltigen Wanderung nicht ertragen konnten, schnell krank wurden und starben. Am Ende des Monats September war der Kreuzzug dann fast auf die Hälfte geschrumpft, und die noch übriggebliebenen Ritter schleppten sich nur mühselig weiter, immer in der Hoffnung, das Meer werde bald in Sicht kommen und das versprochene Wunder geschehen. Blanche, Odo und ich schlugen uns derweil noch tapfer durch, denn es war uns gelungen, dicht an der Spitze des Zuges zu bleiben. Wir erreichten stets als erste die Dörfer und hatten so einen Vorteil beim Besorgen der Vorräte. Wenn der Zug stand, versuchte ich so nah wie möglich an den wundertätigen Knaben heranzukommen, was mir auch manchmal gelang, und mit der Zeit erfuhr ich auch einiges über seine sonderbaren Beschützer.

So vernahm ich, daß der bärtige, kahlgeschorene Mann, der mir vor dem Zelt des Nikolaus so wehgetan hatte, ein wandelnder Mönch des Heiligen-Vinzenz-Ordens war und den Namen Ernoldus trug. Viel

später bekam ich noch heraus, daß er es gewesen war, der den wundertätigen Knaben zu dem heiligen Kreuzzug nach Jerusalem überredet hatte, indem er immer wieder von allergrößten Wundern der vorhergegangenen Kreuzzüge erzählt hatte.

Der Mann mit dem pockenvernarbten Gesicht war dagegen ein Bauer, der lange Jahre bei verschiedenen Rittern gedient hatte. Er nannte sich selber ›Gottes zahmer Löwe‹, aber sein richtiger Name lautete Konrad. Oft rühmte er sich seiner Taten als Kipper, der in den Turnieren die Gegner des eigenen Ritters aus dem Sattel zu prügeln hatte, damit die Verletzten dann leichter am Boden besiegt werden konnten.

»Ich mußte nur darauf achten«, erzählte er, »dem Ritter mit dem Knüppel geradewegs ins Gesicht zu schlagen. Denn merkt euch eines: Alle Helme der Welt taugen nichts, und seien sie noch so hart geschmiedet! Wenn man mit einem ordentlichen Holzknüppel gegen den Helm schlägt, zertrümmert der dem Ritter das ganze Gesicht, und er muß schon Glück haben, daß er nicht tot von seinem Pferd herunterfällt!«

Der dritte Mann hieß Ulrich und war ehemals Priester im Gotteshaus zu Klaratal gewesen, einem Ort, von dem ich noch nie etwas gehört hatte. Er erzählte, so oft es einer nur hören wollte, daß er eines Tages eine Vision gehabt habe, in der ihm der Herr erschienen sei.

Der Allmächtige habe ihm in dieser Vision befohlen, nach Jerusalem zu ziehen, um dort das Grab Christi zu küssen. Dadurch sollte sich dem Ulrich die Weisheit Gottes erschließen, wodurch er dann wiederum erklären wollte, warum man niemals zu der Stelle kommen kann, wo der Himmel die Erde berührt.

Inmitten dieser Zeit, die immer hoffnungsloser wurde, geschah dann eines Tages für mich das Wunder, auf das ich schon seit Köln gehofft hatte.

Ernoldus, Konrad, Ulrich und ihre Helfershelfer waren in einen Streit vertieft, und sie merkten nicht, daß ich immer näher an den wundertätigen Knaben herankam, der dem Zug voranritt. Eine Zeitlang lief ich schweigend neben ihm her, dann schließlich nahm ich meinen ganzen Mut zusammen, griff zu meiner Flöte und spielte ein Lied von der Art, wie ich es in Mainz gehört hatte. Nikolaus schaute mich erstaunt an, sagte aber nichts, sondern ritt weiter. Nach einer Weile sah ich, daß er seine Augen zum Himmel gerichtet hatte

und seine Lippen in einem stillen Gebet bewegte.

So wäre es sicherlich noch lange weitergegangen, wenn sich nicht plötzlich die Beschützer in ihrem Streit besonnen hätten. Sie wurden auf die Musik aufmerksam, stürzten sich auf mich und rissen mir die Flöte aus den Händen.

Der Knabe Nikolaus erschrak, als die Musik so plötzlich aufhörte, und hielt seinen Esel an. »Warum entreißt ihr dem Jungen seine Flöte?« fragte er sichtlich verärgert.

»Du selbst hast uns auferlegt, die Werke des Teufels von dir fernzuhalten«, sagte der Ulrich, »und Musik ist das übelste aller Teufelswerke, weil sie die Menschen zum Singen und zum Tanzen verführt und sie somit zu Sündern werden läßt!«

»Ja«, sagte der wundertätige Knabe, »das habe ich euch auferlegt. Doch gibt es, wie wir eben gehört haben, eine Musik, die keinen zum Tanzen und zum Singen verführt und so klingt, daß man zum Himmel aufschauen muß!«

»Das ist auch kein Wunder«, warf ich eilends ein, »denn dieses Lied habe ich im Gotteshaus zu Mainz gehört, und dort wird wohl kaum der böse Teufel seine Stätte haben!«

»Das sind rechte Worte«, sagte der wundertätige Knabe. »Der Allmächtige wird in seinem geheiligten Haus kein Teufelswerk zulassen, dessen können wir sicher sein!«

»Dessen ja«, entgegnete ihm Ernoldus, »aber woher willst du wissen, ob dir der Teufel diesen Knaben nicht zur Versuchung schickt, damit du ihr erliegst und der ganze heilige Kreuzzug am Ende scheitert?«

»Würde mich der Teufel damit versuchen, daß er mich zum Himmel schauen läßt, wo mir jeden Augenblick der Allmächtige erscheinen kann?« erwiderte Nikolaus, und er sprach die Worte so ungeduldig und erbost, daß Ernoldus und Ulrich es aufgaben, ihn weiter gegen mich aufzubringen.

Daraufhin bat mich der wundertätige Knabe weiterzuspielen, und als der Abend gekommen war, lud er mich ein, in seinem Zelt die Flöte zu blasen. Das tat ich mit Freuden, und es verging von nun an kein Tag mehr, an dem er nicht nach meinem Flötenspiel verlangt hätte.

Wenn ich spielte, faltete Nikolaus meist die Hände, richtete sein Gesicht zum Himmel, schloß die Augen und wiegte sich sanft im Sitzen. Ich spürte, wie all seine Gedanken zum Allmächtigen

aufstiegen und wie ihn das glücklich machte. Wenn die Musik zu Ende war, kam Nikolaus langsam zu sich und berichtete mir, daß er hinter den Himmelsvorhang geschaut habe, hinter dem sich die größten Wunder verborgen hätten. Er konnte aber keine Worte finden, um sie zu beschreiben, und vertröstete mich auf den Tag, da ich selbst das Paradies erblicken würde.

Oft sprach er zu mir über den heiligen Kreuzzug und meinte: »Es wird eine große Last von den Menschen fallen, die ungeheure Last der Sünde und des Bösen, wenn wir endlich das Grab Christi befreit haben werden und so dem Allmächtigen ein Zeichen geben, daß wir zur Buße bereit sind! Wir müssen das Zeichen aber bald geben, denn die Menschen gehen auf einen tiefen Abgrund zu, wo das Höllenfeuer schon in freudiger Erwartung brennt!«

Eines Abends – ich hatte die Flöte gerade zur Seite gelegt – schaute er mich lange nachdenklich an und sagte schließlich: »Der Herr hat dich absichtlich zu mir geführt, damit du mit deiner Musik am Grab Christi das Ende der Sünde und des Bösen verkündest! Deshalb wirst du der erste sein, der an meiner Seite das Grab küssen wird, wenn wir es befreit haben!«

Diese Worte bereiteten mir eine große Freude, und als ich wieder bei Blanche und Odo war, erzählte ich ihnen davon. Daraufhin sagte Odo: »Wenn dem Nikolaus soviel an dir liegt und er dich für die heilige Sache haben will, dann solltest du ihn darum bitten, er möge den Konrad gegen Sforza kämpfen lassen. Der Bauer hat viel Kraft und gar keine Angst. Er wird den Ritter besiegen, und deine Rache wird sich erfüllen!«

»Der Konrad wird bestimmt nicht für mich kämpfen«, sagte ich. »Im Gegenteil – ich muß mich vor den Beschützern in acht nehmen, denn sie haben mir mein Flötenspiel sehr übel genommen. Aber ich werde mit Nikolaus bei der nächsten Gelegenheit darüber sprechen. Er wird in seiner Weisheit sicher einen guten Ratschlag für mich haben!«

Als ich jedoch am nächsten Tag mein Flötenspiel beendet hatte, sagte Nikolaus zu mir: »Deine Musik läßt mich das Paradies schauen, und das gibt mir die Kraft, dem verzweifelten Volk von der Erlösung des Menschen am Grab Christi zu predigen! Denn wenn das Böse von uns gefallen ist, wird das Paradies auf Erden kommen!«

Nach diesen Worten schien es mir unmöglich, Nikolaus etwas von meinen Racheplänen zu erzählen. Ich traute mich auch in der nächsten Zeit nicht, ihn darauf anzusprechen, und als Odo einmal

wissen wollte, was mir der Nikolaus geraten habe, bat ich ihn, mich in seiner Gegenwart niemals auf den Sforza anzusprechen. »Der wundertätige Knabe braucht jetzt seine Kraft für den heiligen Kreuzzug«, erklärte ich, »und wir sollten ihn mit unseren Plänen vorerst nicht belästigen. Laß mich für ihn die Flöte blasen, und wenn wir in Italien sind, sehen wir weiter!«

Ein paar Tage später geschah etwas Schreckliches, und mein Flötenspiel war daran schuld.

Es war schon gegen Abend, und weil der Himmel so klar war, hatte sich der wundertätige Knabe vor sein Zelt gesetzt, um dort meiner Musik zu lauschen und zu den Sternen aufzuschauen. Nicht weit vom Zelt entfernt hatte Konrad ein Feuer angezündet, an dem sich das Volk wärmte und gleichfalls meiner Musik zuhörte.

Nachdem ich eine ganze Weile gespielt hatte, sah ich plötzlich ein seltsames Lächeln auf dem sonst so ernsten Gesicht des wundertätigen Knaben. Daraufhin änderte ich die Melodie ein wenig, so daß sie fröhlicher wurde. Nikolaus merkte das sogleich, er hörte auf, die Sterne zu betrachten, schaute mich an und nickte mir lächelnd zu.

Das spornte mich an. Ich ließ meine Finger hurtig über die Löcher der Flöte springen, und es erklang eine Melodie, die so fröhlich war, daß der wundertätige Knabe mit einemmale anfing, mit dem Fuß den Takt zu schlagen.

Daraufhin hielt ich es nicht mehr aus. Ich sprang von meinem Platz auf, pfiff eine muntere Tanzmusik, und es dauerte nicht lange, da hörte ich hinter mir das Tamburin, und wenig später tanzte Blanche im Schein des Feuers.

Ich nahm meinen Fingern nun alle Zügel fort, und von da an gab es für alle kein Halten mehr. Zunächst begannen wie immer die kleinen Kinder, dann die älteren und schließlich sogar die Helfershelfer im Takt zu klatschen, und bald erhoben sich die Menschen und tanzten fröhlich und ausgelassen mit. Auch Nikolaus lachte und klatschte in die Hände und war so vergnügt, daß ich glaubte, auch er würde gleich aufspringen und mittanzen.

Doch plötzlich, inmitten der größten Freude, verdrehte er die Augen und fiel nach hinten um. Sein Körper bäumte sich auf, alle seine Glieder zuckten, und er stöhnte, als ob ihn schlimmste Schmerzen quälten. Wir stürzten sofort alle zu ihm, und ich hörte den Ulrich rufen: »Ein Beißholz her, ein Beißholz her!«

Der wundertätige Knabe wandt sich derweil am Boden, seine Augen waren verdreht, und man sah nur das Weiße in ihnen. Sein Mund war in einem Krampf fest geschlossen, auf den Lippen stand Schaum, und man mußte fürchten, er würde ersticken.

Zum Glück war Konrad schnell mit einem Stück Holz zur Stelle und schob es dem wundertätigen Knaben mit einiger Gewalt zwischen die Zähne, so daß nun sein Mund leicht offenstand und er wenigstens Luft holen konnte. Die Krämpfe und Zuckungen gingen aber unvermindert weiter, und auf einmal rief der Ernoldus mit mächtiger Stimme: »Auf die Knie, Leute! Der Teufel ist in den wundertätigen Knaben gefahren, er will ihn versuchen!«

Das Volk fiel auf die Knie und begann, vor Angst zitternd, das Kreuzzeichen zu schlagen. Ernoldus aber rief weiter: »Habe ich nicht prophezeit, daß das Böse auf uns niederkommen wird? Verdammt sei auf ewig die Musik, verdammt das Gehüpfe und Getanze, verdammt alle Weiber, die uns zur Sünde locken!«

Und dann zeigte er auf mich und sprach: »Es ist deine Schuld, elender Flötenspieler, wenn der wundertätige Knabe die Heimsuchung nicht überlebt und der heilige Kreuzzug scheitert! Man sollte dich für diese Sünde steinigen und den Wölfen zum Fraß vorwerfen! Der Teufel soll dich und deine verfluchte Tänzerin holen, und im ewigen Höllenfeuer sollt ihr brennen!«

Nachdem er so gesprochen hatte, wandte sich das Volk gegen mich, und ich begann um Blanches und mein Leben zu bangen. Zum Glück ließen im gleichen Augenblick die Zuckungen des wundertätigen Knaben nach, und die Aufmerksamkeit der Leute richtete sich wieder auf ihn.

Nikolaus lag nun völlig entkräftet am Boden. Das Beißholz war ihm aus dem Mund geglitten, und er atmete ganz flach. Das Volk betete immerfort, viele weinten laut und flehten Gott an, er möge das Leben des wundertätigen Knaben retten.

Wie erleichtert waren wir deshalb, als Nikolaus nach langer Zeit endlich die Augen aufschlug! Er sprach zunächst völlig unverständliche Worte, aber nach und nach konnte man sie verstehen, und schließlich hörten wir, wie er den Ernoldus fragte: »War es wieder der Teufel mit seinen Höllenmächten?«

»Ja, gewiß«, sagte Ernoldus, »es war der Teufel, der dich diesmal mit Musik und einem tanzenden Weib versuchen wollte. Ich habe das schon immer prophezeit, aber du wolltest es nicht glauben!«

»Das Böse versucht uns ständig«, sagte Nikolaus und wollte ein Kreuzzeichen schlagen. Er war aber so schwach, daß ihm der Ernoldus dabei helfen mußte.

Die letzte Predigt

Nach dem unglückseligen Vorfall versuchten Ernoldus, Ulrich und Konrad mit aller Macht, mich von dem wundertätigen Knaben zu trennen. Blanche drohte Konrad sogar an, er würde ihr den Schädel einschlagen, sollte sie sich nochmal in Nikolaus' Nähe blicken lassen.

Es gelang den dreien aber nicht, den wundertätigen Knaben gegen mich aufzubringen, denn er liebte mein Flötenspiel über alles und wollte es bei seinen Gebeten nicht mehr missen.

»Der Teufel hat mich schon des öfteren versucht, und immer völlig unerwartet«, erklärte er mir. »An jenem Abend ist er in dich gefahren und hat dich eine sündige Musik spielen lassen. Du solltest dich in acht nehmen vor dem Bösen und nur eine gottgefällige Musik spielen!«

Ich hätte gerne etwas dagegen gesagt, denn auch die fröhlichen und munteren Lieder waren gottgefällig und priesen den Herrn. Ich schwieg aber, denn je länger ich den wundertätigen Knaben kannte, desto schwächer und zerbrechlicher erschien er mir, und ich wollte ihn nicht unnötig verletzen.

Es fiel mir auch von Tag zu Tag mehr auf, wie sehr Ernoldus und Ulrich den wundertätigen Knaben bedrängten, zum Volk zu predigen, obwohl Nikolaus dazu kaum mehr Kraft hatte. Dabei erzählte Ulrich oft derart wunderliche Geschichten aus der heiligen Stadt, daß er mich immer mehr an Zabel erinnerte und ich deshalb an seinen Worten zunehmend zweifelte.

Mich selbst hatte in jenen Tagen eine seltsame Unruhe erfaßt. Mal war ich voller Freude auf die geheiligte Stadt, in der Milch und Honig flossen, dann wiederum wurde ich traurig und mutlos, wenn ich sah, wie Hunger, Krankheit und Tod im heiligen Kreuzzug um sich griffen und alles zunichte machten.

So kam der Monat Oktober im Jahre 1212.

Der heilige Kreuzzug hatte endlich die Alpen erreicht, die ihn von

Italien trennten.

Wir hatten dies zunächst gar nicht recht bemerkt, da der Regen in jenem Monat sehr zugenommen hatte und man nicht weiter sehen konnte als ein paar Schritte zu dem Volk, das vor einem lief. Außerdem waren die Wege immer beschwerlicher geworden, da es nur noch bergan ging und immer an reißenden Gebirgsflüssen vorbei, so daß man sehr darauf achten mußte, wohin man trat.

Doch eines Nachts riß der verhangene Himmel auf, man sah die Sterne leuchten, und ein scharfer Frost ließ alles vom Regen Durchweichte und Nässe erstarren. Als dann am Morgen die Sonne aufging, erblickten wir die Alpen in einer solchen Deutlichkeit und Nähe vor uns, daß man meinte, sie ließen sich mit der ausgestreckten Hand berühren.

Sie waren groß und übermächtig drohend, golden von der Sonne beschienen und doch voller dunkler Schatten. Die Gipfel reichten bis zum Himmel und waren weiß von kaltem Schnee.

Das Kindervolk, das in seinem Leben so etwas noch nie gesehen hatte, fiel auf die Knie und begann verängstigt zum Herrn zu beten. Wie sollten wir je die schwindelerregenden Höhen erklimmen, jemals diese felsengewaltige Hürde überwinden?

»Jetzt verstehe ich«, sagte Odo bei diesem Anblick, »warum uns der vielgereiste Mann in Aachen vor dem beschwerlichen Weg gewarnt hat! So gewaltige Berge habe ich noch nie zuvor erblickt!«

»Du hast recht«, sagte ich, »auch ich hatte mir das Gebirge so gewaltig nicht vorgestellt! Kein Weg, kein Pfad ist zu sehen, und soweit ich weiß, hat sich auch keiner um die nötigen Führer bemüht!«

»Gerade davor hat uns der Mann in Aachen gewarnt und vor dem Schnee«, meinte Odo. »Heute nacht gab es einen schlimmen Frost, und wenn das so weitergeht?«

Ich verabredete daraufhin mit Blanche und Odo, mich in das Zelt des wundertätigen Knaben zu begeben, um dort die neuesten Nachrichten zu erfahren.

Ich kam gerade zur rechten Zeit, denn Ulrich berichtete soeben dem Nikolaus von unzähligen Wundern, die der Allmächtige hat all denen widerfahren lassen, die sich nicht gescheut haben, ihr Leben für eine heilige Sache zu opfern.

»Sehr richtig«, sagte ich, als Ulrich geendet hatte, »der Allmächtige hält über allen seine schützende Hand. Nur entzieht er sie denen, die

vorsätzlich und völlig ohne jeden Grund ihr Leben aufs Spiel setzen. Und wenn wir nun diese gewaltigen Berge besteigen, wird uns der Allmächtige seinen Schutz entziehen, da es an Wahn grenzt, so nah am Winter über die Berge zu gehen!«

Daraufhin wurde der Ernoldus sehr wütend auf mich, und er bezähmte sich nur, weil der wundertätige Knabe anwesend war.

»So wie du«, zischte er mich an, »kann nur ein Verblendeter sprechen, den der Teufel schon in seiner sicheren Hand hat! Schau aus dem Zelt den Berg hinunter, und du wirst das ganze Volk erblicken, das mit uns gezogen ist. Tausende Kinder haben schon unterwegs an Hunger und Krankheit ihr Leben gelassen und weilen jetzt sicherlich an der Seite des Herrn im Paradies. Willst du jedoch die Tausende, die noch übriggeblieben sind, zu ihren Eltern zurückschicken, die uns ihre Kinder zur Errettung anvertraut haben?

Das Land hinter uns ist in der Macht des Bösen! Ernten sind verfault, und der Allmächtige hat zur Strafe ganze Landteile unter Wasser gesetzt, auf daß eine neue Sintflut alles vernichte! Sollen all die Hoffenden und Hungernden dorthin zurückkehren und sterben?«

»Vielleicht wäre das besser, als sie in den sicheren Tod auf den Bergen zu schicken! Mich und meinen Bruder, den Zwerg Odo, hat ein vielgereister Mann in Aachen sehr davor gewarnt, im Winter die Alpen zu überqueren. Es soll ein schlimmer Frost da oben herrschen, auch soll ständig Schnee fallen, und wie wollt ihr dann die richtigen Wege finden?«

»Der Allmächtige«, sprach der Ulrich, »wird seinen heiligen Kreuzzug nicht im Stich lassen, er wird seine schützende Hand über uns ausbreiten und uns den rechten Weg gehen lassen! Und wenn du dir deines Glaubens nicht sicher bist, dann stelle dich vor das wartende Volk und erkläre ihm, daß es zurückkehren solle! Man wird dich als den falschen Propheten zu Tode steinigen!«

»Zurückkehren soll es nicht«, sagte ich, da auch mir Ulrichs Worte einleuchteten, »aber wir sollten vielleicht hier ein Lager aufschlagen und den Frühling abwarten!«

»Dummkopf!« fuhr mich daraufhin Ernoldus erbost an. »Soll sich das ganze Volk mehrere Monate lang von ausgetrockneten Büschen oder gar Felsen ernähren? Der heilige Zug ist nur deshalb so weit gekommen, weil wir unterwegs von den Vorräten anderer, guter Menschen gezehrt haben. Seit vielen Tagen aber kamen wir an keinem Ort mehr vorbei, und wenn auch, was würde uns ein einziger

Ort nutzen?«

Da ich merkte, daß Ernoldus und Ulrich nicht zu überzeugen waren, wandte ich mich in meiner Verzweiflung an Nikolaus.

»Du könntest doch beim Allmächtigen eine Speisung des Volkes als Wunder erbitten! Nicht umsonst nennt man dich im Volk den wundertätigen Knaben, der nicht speist und nicht trinkt und den der Herr trotzdem am Leben erhält!«

Der wundertätige Knabe wurde bei diesen Worten sehr traurig. Er lächelte müde, ließ seine Schultern hängen und wollte etwas sagen, aber da sprang schon der Ernoldus wütend auf und rief:

»Du bist des Teufels, das Böse spricht aus dir mit jedem Wort! Willst du den Allmächtigen versuchen? Willst du Wunder von ihm erzwingen, ihm, der alleine in seiner Allmacht entscheidet, wem geholfen wird und wem nicht? Wahrlich, wenn uns der Herr im Himmel so im Staube kriechen sieht, er wird uns nicht helfen, sondern uns zertreten!« Dann schob man mich recht unsanft aus dem Zelt hinaus.

Zur Mittagszeit des gleichen Tages trat der wundertätige Knabe vor das Volk, das voller Zweifel und Ängste nach jedem Wort des Führers dürstete, und hielt folgende Predigt:

»Ritter Christi, ihr Kinder Gottes! Wir sind vor der letzten Hürde angelangt, die uns vom Paradies des Herrn trennt! Dort, hinter den Bergen, liegt das italienische Land, in dessen ewig sommerlicher Stadt Genua der Herr für uns das Meer teilen wird, damit wir trockenen Fußes ins geheiligte Land kommen und dort über den Unglauben siegen!

Während aber das Gelingen der heiligen Sache immer sicherer naht, hat sich in eure kleinmütigen Herzen die Angst eingeschlichen, und ihr zittert wie arme Greise, statt zu frohlocken, wie es sich für Ritter des Allmächtigen gehört! Es ist der Teufel, der euch mit dieser Angst versuchen will. Er will, daß ihr die heilige Sache aufgebt, bevor sie richtig begonnen hat!

Ich aber sage euch: Erhebet euch und schaut in die Sonne! Der Allmächtige hat uns bis hierher mit sicherer Hand geführt, und er wird uns auch auf sicheren Wegen über diese Berge bringen! Morgen beginnen wir in aller Frühe mit dem Aufstieg, und ich sage euch: dreimal wird der Morgen anbrechen, und wir werden in der Sonne des italienischen Landes unsere Glieder wärmen! Erhebet euch und sprecht mir den Schwur an den Allmächtigen nach!«

Wir alle waren von der Predigt des wundertätigen Knaben so ergriffen, daß es keinen gab, der nicht augenblicklich aufgesprungen wäre und die folgenden Worte laut nachgesprochen hätte:

»Ich schwöre dir, allmächtiger Gott im Himmel, den heiligen Kampf gegen die Sünde, das Böse und die Unchristen bis zu meinem letzten Blutstropfen zu führen und auch im Tod nicht zu verzagen! Dein Paradies komme hier auf Erden, ich will dafür mein Leben geben! Das schwöre ich in einem heiligen Schwur!«

Als wir so geschworen hatten, rief der wundertätige Knabe: »Ihr Ritter Gottes, ich segne euch, und ich befreie euch hiermit von allen Sünden für alle Zeiten! Euer Platz im Paradies des Herrn ist sicher! Möge das Böse von euch weichen, kniet nieder und betet!«

Das Volk fiel auf die Knie und tat, was der wundertätige Knabe befohlen hatte, und es gab keinen mehr, der am Gelingen der heiligen Sache gezweifelt hätte. Auch mich durchfuhr ein gewaltiger Schauer, als ich das viele Volk beten und schwören hörte und als ich sah, wie Tausende ihr Leben dem Allmächtigen opfern wollten.

»Der Herr im Himmel wird uns schon schützen«, sagte ich zu Blanche und Odo, »wir müssen nur auf seine starke Hand vertrauen!«

»Ja«, sagte Odo, »der Herr wird mich bis zum Grabe seines Sohnes leiten und mich dort von der Sünde befreien, auf daß ich meinen Zwergenkörper für immer verliere!«

»Gott sei uns gnädig!« sagte Blanche, ergriff meine Hand und schaute mit sorgenvollem Blick zu den hohen Gipfeln hinauf. Dann lehnte sie sich an meine Schulter und sagte: »Philipp, nimm deine Flöte und spiele mir ein Lied!«

Ich nahm meine Flöte und wollte Blanche ihren Wunsch erfüllen, indem ich eine muntere Melodie blies. Meine Finger waren jedoch steif vor Kälte, und die Töne mißrieten mir, so daß ich es schließlich ließ und Blanche auf Italien vertröstete.

Als die Nacht kam, wurde es bitter kalt. Odo war bald vor Erschöpfung eingeschlafen, Blanche aber und ich waren hellwach, saßen, an einem Felsen lehnend, und schauten zu den Bergen hoch, die im fahlen Mondlicht lagen.

»Es wird eine gewaltige Anstrengung werden«, sagte ich sorgenvoll, »ich hoffe, daß unsere Kräfte reichen werden!«

Blanche rückte daraufhin noch näher an mich heran und drückte sich fest an mich.

»Ich glaube aber«, sagte ich, »daß der Allmächtige über uns beide

seine schützende Hand halten wird. Hätte er uns sonst zueinander kommen lassen?«

»Nein«, sagte Blanche, »gewiß nicht!«

Bei diesen Worten wurde mir ganz warm ums Herz, ich nahm Blanche in meine Arme und küßte ihr Gesicht. Da merkte ich, daß sie weinte. »Warum weinst du, liebe Blanche?« fragte ich besorgt.

»Ich weine nicht«, antwortete Blanche, »es kommen mir nur die Tränen vor Glück darüber, daß du bei mir bist, Philipp! Der Herr wird uns ganz bestimmt schützen, das weiß ich!«

Ich streichelte ihr Gesicht und dankte dem Herrn im stillen dafür, daß er mich einst nach Köln geführt hatte. So saßen wir dann eine lange Zeit schweigend eng aneinandergedrückt, und jeder ging seinen Gedanken nach.

Mit einemmale aber sagte Blanche zu mir: »Gib mir deine Hand, Philipp! Ich muß dir etwas erzählen.«

Ich reichte ihr meine Hand, sie drückte sie ganz zart und fuhr dann fort: »Es war im Herbst des vorletzten Jahres. Ich war mit meiner Spielschar unterwegs, wir wollten auf der Burg des reichen Albert von der Brande, der auch Kreuzfahrer gewesen war, spielen. Auf einem Fest geschah es, daß Leute aus meiner eigenen Spielschar, die wohl zuviel Wein getrunken hatten, mir schlimmste Gewalt antaten, wodurch ich später ein Kind zur Welt brachte. Dieses Kind hat aber der Herr in seiner großen Gnade sofort zu sich in den Himmel genommen, wofür ich ihm in allen meinen Gebeten danke. Das solltest du wissen, Philipp, bevor wir über diese Berge gehen!«

Dies erzählte mir meine geliebte Blanche in jener Nacht, und bei jedem ihrer Worte durchfuhr mich ein wilder Schmerz. »Wer waren diese bösen Leute, wo kann man sie finden?« fragte ich wütend. »Ich werde sie umbringen, wenn sie mir in die Hände fallen!«

»Sie sind in alle Winde zerstreut«, sagte Blanche, »und du wirst sie nicht finden. Aber die Strafe des Allmächtigen wird sie sicher treffen, kein Sünder wird ihr entkommen!«

»Am Jüngsten Tag wird der Herr alle richten«, sprach ich, »doch bis dahin muß der Mensch dafür sorgen, daß kein Sünder ungestraft auf Erden weilt und weiter sündigt!«

»Das mag sein«, entgegnete mir Blanche, »aber uns beide hat der Herr für andere Sachen auf die Welt kommen lassen als für die Rache. Du solltest deine Flöte blasen und die Engel mit deiner Musik erfreuen, ich sollte für die Menschen tanzen, damit sie fröhlich

werden. Philipp, versprich mir, daß du nicht gegen den ohngesichtigen Ritter antreten wirst. Er wird dich zerschmettern!«

Ich aber antwortete ihr: »Ich kann nicht vergessen, was der verfluchte Ritter meiner Schwester angetan hat! Sei jedoch ohne Sorge – mir wird nichts geschehen, denn der Allmächtige im Himmel wird mich beschützen, wenn ich dem Teufel in Menschengestalt gegenüberstehen werde!«

Ich wußte nicht, welch großes Unglück ich durch meine Rachepläne herbeiführen sollte.

Der Aufstieg

Am nächsten Morgen begann der Aufstieg. Keiner im heiligen Zug konnte ahnen, daß es ein Aufstieg in die Hölle werden würde, und auch ich ahnte nicht, was mir noch an Schrecklichem bevorstand.

Schon in der Nacht hatte sich niemand mehr im Zug getraut, die Augen zu schließen, zogen doch ständig Diebesbanden umher, die es auf Kleidung und Essensvorräte abgesehen hatten. Jedem war klar, daß es vielleicht außer Schneewasser nichts auf den kahlen Felsen gab, was ihn beim Aufstieg ernähren würde. Unsere Vorräte waren jedenfalls sehr gering, und ich hoffte darauf, daß mir die Nähe des wundertätigen Knaben Hilfe bringe würde, wenn sie zu Ende gehen würden.

Schon nach dem ersten Tag des Aufstiegs machte sich unter dem Volk Verzweiflung breit. Die Berge waren mit einemmale so steil geworden, wie wir es nie zuvor erlebt hatten, und das kostete besonders die kleinen Kinder, die eh schon halbverhungert und ohne jede Hoffnung waren, ihre letzte Kraft.

Ich schaute in manches tote Gesicht und dachte oft in Anbetracht der Mühsal, daß der Allmächtige die armen Würmer vielleicht so vor einem noch größeren Leid gnädig bewahrt hatte.

Neben der Entkräftung setzten aber allen auch die Felsen selber zu, die scharfkantig und spitz waren, so daß man sich die Füße schon nach wenigen Schritten wundgetreten hatte, wenn man kein Schuhwerk besaß. Keiner im Zug hatte sich vorher darum gekümmert, die meisten waren barfüßig, und so säumten den Aufstieg bald viele Verletzte, die verzweifelt aus ihren Lumpen einen Schutz für ihre wunden Füße herzustellen versuchten.

Der Zug schickte auch ständig ältere Knaben und Männer als Kundschafter voraus, jedoch kannten sich die Leute genauso wenig aus wie alle anderen, und sie mußten oft, allzuoft sogar, erkennen, daß sie den falschen Weg gewählt hatten. In solchen Fällen war die

Zugspitze dann gezwungen, umzukehren, was unter den Nachkommenden immer wieder große Verunsicherung schuf, und wir bekamen manchen bitteren Vorwurf zu hören.

Gegen Abend zogen zu allem Übel auch noch dunkle Wolken auf, und es fiel ein mit Schnee gemischter Regen. Jeder suchte nach Schutz, und wenn es nur unter dem geringsten Felsüberhang war, aber der Regen wurde von einem herabfallenden Wind gegen die Felsen gepeitscht, und es gab keinen, der ihm wirklich entkommen konnte.

Blanche, Odo und ich hatten neben dem Zelt des wundertätigen Knaben einen Platz gefunden, der uns wenigstens ein bißchen vor den starken Windstößen schützte. Aber auch uns zermürbte der kalte Schneeregen, und es nutzte nur wenig, daß wir unsere Leiber aneinander klammerten, um jedes bißchen Wärme für uns zu behalten.

Ich begann mir große Sorgen um Odo zu machen, dem der Aufstieg besonders viel Kraft abgefordert hatte. Schon im flachen Land hatte er mit seinen Zwergenbeinen so manches Mal Mühe gehabt, dem Zug zu folgen, wenn es etwas rascher voranging. Hier aber, in den steilen Bergen, war er völlig hilflos, und ich mußte ihm über jeden größeren Felsbrocken hinweghelfen, was ihn sehr bedrückte.

»Ihr könnt ruhig schneller aufsteigen, Philipp«, sprach er einmal sichtlich ermüdet zu mir. »Ich werde mich hinten anschließen, und wir sehen uns in Italien wieder, so Gott es will!«

»Wir werden nur zusammen mit dir gehen«, antwortete Blanche. »Der Allmächtige hat unsere Wege nicht deshalb zusammengeführt, damit sie sich jetzt trennen!«

»Ich falle euch aber doch nur zur Last«, meinte Odo. »Über jeden kleinen Stein müßt ihr mir helfen.«

»Du bist mein Bruder, auch wenn wir nicht dieselbe Mutter haben«, sagte ich. »Meinen Bruder lasse ich nicht zurück, und damit sollte dir genug beschieden sein!«

Odo sagte daraufhin nichts mehr, rückte jedoch an Blanche und mich noch näher heran.

Wir blieben die ganze Nacht wach, denn der Schneeregen wollte überhaupt kein Ende nehmen, und es war allen unheimlich, in den steilen Felsen so ganz ohne jeden Schutz einzuschlafen.

Am nächsten Morgen zogen über die Gipfel der Berge bleierne Wolken herauf, und der Regen ging in dichten Schnee über. Die

Felsen wurden glatt, es gab nur schwerlieh Halt auf ihnen, doch am schlimmsten war die Kälte, die mit dem Schneefall ständig zunahm.

Dieser Tag geriet allen zur Qual. Um jeden Schritt mußte man kämpfen, und Odo verließen vollends die Kräfte. Bald zog ich ihn nur noch hinter mir her, und es geschah auch immer öfter, daß er ohnmächtig wurde und wir eine kurze Rast machen mußten.

Wahrscheinlich wären wir alle schon an diesem Tag elendig an Hunger und Auszehrung zugrunde gegangen, wenn wir uns nicht an der Spitze des Zuges befunden hätten. Dort hatte sich am späten Nachmittag der Esel des wundertätigen Knaben aus Hunger und Entkräftung zu Boden gelegt, und kein noch so scharfer Peitschenhieb wollte ihn auf die Beine bringen.

Der Konrad, der den Esel trat und schlug, hätte es vielleicht noch geschafft, wenn nicht jemand gerufen hätte: »Das ist ein sicheres Zeichen des Allmächtigen! Wir sollen an diesem Tier unseren Hunger stillen, damit wir den heiligen Kreuzzug fortführen können!«

Zwar rief der Konrad dagegen, daß es keiner wagen solle, den Esel des wundertätigen Knaben anzurühren, aber die Rufe wurden nur noch heftiger, und jemand meinte sogar: »Der wundertätige Knabe wird uns seinen Esel sicher schenken, braucht er doch selber keine Speise und kein Getränk, da ihn der Allmächtige auch so am Leben erhält!«

Nach diesen Worten gab es kein Halten mehr. Das Kindervolk stürzte sich auf den Esel und steinigte ihn mit Felsbrocken zu Tode. Dann wurde das noch warme Fleisch in tausend Stücke auseinandergerissen, und jeder Glückliche, der etwas abbekommen hatte, verschlang seinen Anteil, wie er ihn in den Händen hatte. Am Ende wurden sogar die Knochen in kleine Stücke zertrümmert, und die Leute schlugen sich um jedes bißchen Knochenmark.

Ich selbst dankte dem Allmächtigen für diese Rettung, obwohl ich nach der Speisung, wie viele andere auch, von dem rohen Fleisch ein gräßliches Leibschneiden bekam. Doch war dies noch gering gegen all das, was uns noch bevorstand.

Am dritten Tag erlebten wir die Hölle auf Erden, und dieser Tag sollte für mich der unglücklichste des ganzen Kreuzzugs werden.

Es schneite und stürmte derart gewaltig, und die Wolken hingen so tief über den Felsen, daß man nicht mehr sehen konnte, wohin die Wege führten und auf welche Gipfel oder Schluchten man zusteuerte.

Es gab deshalb viele, die wieder abzusteigen begannen. Da ließ der

wundertätige Knabe die Nachricht verbreiten, daß im italienischen Land ein warmer Herbst herrsche, wogegen hier der Winter vom Bergfuß her zu den Gipfeln hinaufziehe. Nun plötzlich ergriff alle Furcht und Angst, und jeder wollte so schnell wie möglich über den Bergkamm kommen und Italien erreichen.

So also stiegen wir weiter auf, getrieben von Angst und doch am Ende unserer Kräfte. Die Verzweiflung aber ergriff die Menschen derart gewaltig, daß sich das Böse auf schreckliche Art und Weise im heiligen Kreuzzug auszubreiten begann und es zu schlimmen Sünden kam. So brachten ohne Bedenken die älteren Kinder die jüngeren wegen der kleinsten Vorräte um, und es war überhaupt besser, wenn man heimlich für sich aß und erst gar nicht zu erkennen gab, daß man noch etwas zu essen bei sich hatte.

Das Schlimmste jedoch war, daß sich die meisten aufzugeben begannen. Sie ließen sich dort in den Schnee fallen, wo sie standen, und nichts auf Erden, weder Gebete noch Verfluchungen, konnten sie zum Aufstehen bewegen. Im Gegenteil – die meisten lächelten, als ob sie das Paradies des Herrn sehen würden, und glitten dann in den Tod hinein, ohne daß man es recht merkte. Kaum aber blieben die ohne Unterlaß fallenden Schneeflocken auf den Leichen liegen, warfen sich die noch Lebenden wie Aasgeier auf die Toten, rissen ihnen alle Kleider vom Leibe und durchsuchten sie nach Essensvorräten.

Auch Odo verlor zu meinem großen Kummer zusehends an Kraft, und ich mußte ihn nun ständig aufrichten und zum Weitergehen ermuntern. Schneller jedoch, als ich befürchtet hatte, kam der Augenblick, in dem Odo endgültig stehen blieb und keinen Schritt mehr machen wollte.

»Reiche mir wieder die Hand, Odo!« sprach ich eilends zu ihm. »Wir haben keine Zeit zu verlieren! Bald sind wir über den Bergkamm!«

Er aber lächelte nur müde, schüttelte den Kopf und antwortete: »Ich bleibe hier, Bruder! Hier soll mich der Herr von meiner Zwergengestalt befreien!«

»Hier nicht, Odo!« sagte ich. »Am heiligen Grab wird dies Wunder geschehen, glaube mir! Komm, gib mir deine Hand wieder!«

Er wollte mir die Hand reichen, ich hatte sie fast schon wieder mit meinen Fingern berührt, als er sie plötzlich zurücknahm und ein Zittern durch seinen Körper ging.

Er riß die Augen weit auf, und ich hörte ihn laut und deutlich sprechen: »Die Sünde, Philipp, die Sünde ist da!« Danach brach er zu meinem Entsetzen zusammen.

Ich fiel sofort zu ihm auf die Knie, bettete seinen Kopf in meine Hände und rief: »Odo, du kannst jetzt nicht aufgeben, du mußt bis zum heiligen Grab durchhalten!«

Er aber schaute schon durch mich hindurch, und aus seinen Augen entwich unaufhaltsam das Licht des Lebens, ohne daß ich etwas für ihn tun konnte. Plötzlich bewegten sich nochmal schwach seine Lippen, und er flüsterte etwas, von dem ich nur folgende Worte verstand: »Verflucht seist du, Vater« und »meine arme Schwester«. Dann schwieg er, und der Tod umfing ihn.

Ich hatte damals keine Zeit, darüber nachzudenken, was Odo gesagt hatte. Das Schneetreiben wurde immer heftiger, schon bedeckte Odos Gesicht eine dünne weiße Schicht von Schneeflocken. Auch war Blanche weiter aufgestiegen, sie hatte gar nicht gemerkt, was vorgefallen war, ich mußte sie einholen, wollte ich sie nicht verlieren. So schlug ich über Odo das Zeichen des Kreuzes und setzte meinen Aufstieg weinend und völlig verzweifelt fort.

Es dauerte lange, bis ich Blanche wieder eingeholt hatte. Sie kämpfte sich tapfer den Berg hinauf, aber auch ihrem Gesicht war anzusehen, daß ihr schon egal war, ob sie weiterkam oder nicht. Da ich sie nicht gänzlich entmutigen wollte, schwieg ich über Odos Tod, setzte auch nur einen Schritt mühselig vor den anderen und verbarg meine Tränen, die mir übers Gesicht liefen, so gut ich nur konnte.

So erreichten wir den Bergkamm. Dort, auf der Scheide zwischen Aufstieg und Abstieg, blieb Blanche stehen und sprach zu mir: »Du weinst, Philipp, ich sehe es schon die ganze Zeit. Odo ist tot, nicht wahr? Der Allmächtige hat ihn zu sich genommen?«

»Ja«, sagte ich, »er starb an Entkräftung, nichts konnte ihn mehr weiterbewegen, auch nicht der Gedanke an ein Wunder am heiligen Grab Christi!«

»Hat er noch mit dir gesprochen?« fragte Blanche.

Ich wollte Blanche die letzten Worte von Odo sagen, aber ich brachte sie nicht mehr über meine Lippen. Denn plötzlich hatte ich sie begriffen, plötzlich wußte ich, welch große Sünde am Beginn von Odos Leben gestanden hatte, und warum er seinen Vater tausendmal mehr gehaßt hatte, als ich meinen je hassen konnte. Auch war mir mit einemmal klar, warum Odo und Johann verschwiegen hatten,

daß sie Brüder waren!

O Herr, dachte ich bei mir, warum hast du ausgerechnet den Odo so grausam für eine Sünde bestraft, die sein Vater begangen hatte? O Herr, warum läßt du die Menschen so schrecklich verzweifeln?

»Hat er etwas gesprochen?« fragte Blanche nochmal und schreckte mich aus den fürchterlichen Gedanken auf.

»Nein«, sagte ich, »nichts hat er mehr gesprochen, der Odo, nichts.«

Mailand

Als der heilige Kreuzzug Mitte November des Jahres 1212 die Stadt Mailand erreicht hatte, waren die noch am Leben gebliebenen Ritter Christi – an der Zahl nicht mehr als ein paar Tausend – völlig entkräftet und ohne jeden Mut.

Viele, die man auf dem langen Zug von Köln her gekannt hatte, sah man nie wieder, alle waren sie in den kalten Bergen geblieben. Von den jüngeren Kindern hatte fast keines die Überquerung der Alpen überlebt, und so sah man schließlich vor den Toren Mailands bald mehr Gesindel und Lumpenpack, welches auf Kosten der anderen das eigene Überleben zu sichern gewußt hatte, als fromme Ritter Christi.

Auch Nikolaus hatte die Überquerung der Berge beinahe das Leben gekostet, denn der Teufel hatte ihn so oft heimgesucht und seinen Körper derart gewaltig geschüttelt, daß man ständig hatte bangen müssen, er würde ihn von den Gipfeln der Berge unmittelbar in die Tiefe der Hölle mit sich reißen.

Zum Glück erwies sich der Herbst im italienischen Land wirklich als so mild, wie der wundertätige Knabe es versprochen hatte. Wir kamen auch nach der Überquerung der Berge schnell an einen großen See, der uns reichlich mit Fischen und Vögeln versorgte, so daß niemand mehr an Hunger sterben mußte.

Und dennoch – vor den Toren Mailands mußte Nikolaus erst lange und eindringlich predigen, bis die Ritter Christi wieder bereit waren, nach Genua zu ziehen und das Wunder der Teilung des Meeres zu erleben. Ich jedoch sollte nie nach Genua kommen, denn der Herr hatte für mich ein anderes Schicksal bestimmt.

Schon als wir den Abstieg so weit gemeistert hatten, daß die Kälte nachzulassen begann, mußte ich an Mailand und den verhaßten Sforza denken. Nach allem, was geschehen war, war ich mir sicher, daß der Allmächtige seine schützende Hand über mich hielt, und ich brannte darauf, mich dem teuflischen Ritter zu stellen.

Als dann der Zug in Mailand angekommen war, begann ich mich sofort in den Wirtshäusern und auf dem Marktplatz nach Enrico Sforza zu erkundigen, was nicht so einfach war, weil ich die Menschen in Italien zunächst nicht verstand. Zu meiner Freude erfuhr ich, daß am 22. November ein Ritterturnier stattfinden sollte, zu dem, neben vielen anderen Rittern von Rang und Namen, auch der ohngesichtige Ritter seine Ankunft gemeldet hatte.

Nun hatte ich gar keine andere Wahl mehr, als bis zu diesem Tag in Mailand zu bleiben, denn mit der Stunde, in der ich von dem Ritterturnier erfahren hatte, gab es für mich nur noch eines – die Rache.

Ich erinnerte mich an das unselige Zeltlager vor der Stadt Frankfurt, und Zabel, Kuon und viele andere Gestalten wurden in meinem Herzen wieder lebendig. Der Gedanke, wie grausam Sforza Maria gequält hatte, brachte mich bald so gewaltig in Wut, daß ich den Herrn in meinen Gebeten um die Stunde anzuflehen begann, in der ich den Sforza endlich für seine Taten umbringen konnte.

Am Abend, bevor der Kreuzzug nach Genua aufbrach, besuchte ich den wundertätigen Knaben und erklärte ihm, daß ich in Mailand noch wichtige Dinge zu besorgen hätte und vorläufig nicht mitkommen könnte. Damit er mir keine Fragen stellte, fügte ich schnell hinzu: »Spätestens in drei oder vier Tagen aber folge ich euch! Ich werde als einzelner schneller vorankommen und den Zug bestimmt noch vor Genua einholen!«

»Gewiß«, sagte Nikolaus, »aber dein Flötenspiel wird mir sehr fehlen. Ich werde zum Allmächtigen für dich beten, damit dir deine Dinge hier glücken und wir uns bald wiedersehen!«

Daraufhin segnete er mich, und ich spielte ihm zum Abschied noch einmal eines der Lieder, die er beim Beten so sehr mochte.

Keiner von uns beiden wußte, daß wir uns niemals mehr wiedersehen würden, und nur ein einziges Mal habe ich später noch von Nikolaus gehört.

Der Zug ging also ohne mich weiter, es war am 19. November, während ich mit meiner geliebten Blanche in Mailand zurückblieb, um meinen Racheschwur endlich zu erfüllen.

Da die ganze Stadt dem Turnier entgegenfieberte und viele Ritter mit ihrem Gefolge schon eingetroffen waren, war es für mich nicht schwer, herauszufinden, wo Enrico der Ohngesichtige sein Quartier aufschlagen wollte. Es war in einem bestimmten Wirtshaus unter dem

Zeichen des Fisches, das an der Stadtmauer lag. Dort übernachtete der Ritter immer, wenn er in Mailand weilte.

Tag für Tag und Nacht für Nacht wälzte ich nun schreckliche Rachegedanken. Mal brachte ich den Teufel in der menschlichen Gestalt mit dem Dolch um, mal zündete ich das ganze Wirtshaus an und ließ ihn in den Flammen umkommen, immer aber stach ich ihm vorher die Augen aus, genauso, wie er es bei meiner Schwester Maria getan hatte. Der Gedanke an seine Augen beherrschte mich bald so sehr, daß ich oft nachts aus dem Schlaf aufschreckte, weil ich davon geträumt hatte, in riesige, brennende Teufelsaugen zu versinken.

»Philipp«, sagte Blanche eines Tages zu mir, »ich sehe dich nur noch mit bösem Gesicht, das macht mich sehr traurig, du weißt es!«

»Habe Geduld, liebe Blanche«, erwiderte ich, »wenn ich erstmal an Sforza Rache genommen habe, dann wird auch mein Herz wieder fröhlicher werden!«

»Wird es dann wirklich fröhlicher sein? Bist du dir dessen sicher?« fragte Blanche. »Wie willst du den Ritter bezwingen? Schau dich doch an! Es gibt nur noch Haut und Knochen an dir, fast hätten wir in den Bergen das Leben gelassen, und so willst du gegen einen starken Ritter antreten?«

»Ich werde ihn nachts umbringen, wenn er schläft, sei ganz ohne Sorge!«

»Im Schlaf willst du ihn töten?« fragte Blanche und schaute mich entsetzt an.

»Warum nicht? Hat er etwa in meiner Schwester einen gleichstarken Gegner gehabt? Die Augen hat er der Wehrlosen ausgestochen, und wer weiß, was er ihr noch angetan hat! Ich habe keine Scheu, ihn im Schlaf umzubringen, der Allmächtige wird es mir verzeihen!«

So sprachen wir in jenen Tagen miteinander, und mein Haß ließ mich jede Grausamkeit und jede Niederträchtigkeit gegen den Sforza denken, und kein Wort von Blanche konnte mich von meinem Vorhaben abbringen. Und doch sollte alles anders kommen, als ich gedacht hatte.

Immer mehr Volk strömte nach Mailand, alle wollten sich noch einmal vor der langen Winterzeit vergnügen, und die Stadt barst aus ihren Fugen. Das war für Blanche und mich sehr vorteilhaft, denn wir spielten dem Volk in den Wirtshäusern auf und bekamen viele schöne Geschenke.

Blanche hatte bei der Überquerung der Alpen viel an Kräften verloren, aber im Tanz blühte sie auf und entfaltete eine Anmut und einen Reiz, dem jeder erliegen mußte, der ihr zuschaute. So waren zwar ihr Gesicht und ihr Körper sehr schmal geworden, dafür erschienen aber die Bewegungen der Arme desto fließender und reizvoller, und wenn sie mich beim Tanz mit ihren blauen Augen anschaute und mir zulächelte, vergaß ich für einen Augenblick alle meine Rachegedanken, und meine Finger entlockten der Flöte die fröhlichsten Melodien.

Dann geschah, genau am Vorabend des Turniers, das Unglück. Es kam diesmal langsam, verdeckt, und ich Narr bemerkte es erst, als es viel zu spät war.

An jenem Abend war das Volk besonders närrisch, trank viel Wein, den es im italienischen Land in großen Mengen gibt, und rief ständig nach mehr Musik und mehr Tanz.

Blanche tanzte so freudig und anmutig wie schon lange nicht mehr. Die vielen Geschenke, die ihr zu Füßen fielen, die begeisterten Rufe der Leute und mein anfeuerndes Flötenspiel hatten sie so angespornt, daß sie zwischen den Tischen und Bänken wirbelte und die Leute zu Jubelrufen hinriß.

Nun geschah es, daß sich ein Ritter derart von ihr verführen ließ, daß er von seiner Bank aufsprang und den Leuten selber einen Tanz vorführen wollte. Das gelang ihm auch gut, und das Volk klatschte vor Begeisterung in die Hände.

Nun begann der Ritter, ein schlanker, hübscher Bursche mit einem einnehmenden Lächeln, vor Blanche zu tanzen, und er war in allen seinen Bewegungen so geschickt, daß bald beide einträchtig und in schönsten Bewegungen vor dem jubelnden Volk tanzten.

Keiner dachte an etwas Böses, als der Ritter Blanche an sich zog, im Tanz die Hände um ihre Hüfte legte und sich anschickte, sie schwungvoll in die Luft zu heben. Aber im gleichen Augenblick, als er es tat, schrie Blanche so schmerzhaft auf, daß aller Jubel auf einen Schlag verstummte und der Ritter sie in seinem Schrecken losließ.

Blanche fiel zu Boden, und ich sah, daß sich in Höhe der Hüfte auf ihrem Kleid ein roter Blutfleck ausbreitete. Ich stürzte zu ihr auf die Knie und rief: »Was ist geschehen, Blanche?«

»Ich habe mich an seinem Dolch verletzt!« antwortete mir Blanche und verzog schmerzhaft ihr Gesicht. Ich schaute zu dem Ritter auf und erblickte den Dolch. Er stak ungeschützt hinter seinem

Rittergurt, und seine Spitze war blutig. Sie mußte in Blanche gedrungen sein, als er sie so nah an seinem Körper in die Luft gerissen hatte.

Der Ritter selber war untröstlich, und er schenkte mir, durch viele Worte begleitet, die ich aber nicht verstand, eine große Menge Geld. Blanches Schmerzen ließen auch nach einer Weile nach, und die Wunde hörte auf zu bluten, aber sie wollte nicht mehr tanzen, und wir kehrten in unsere Herberge zurück.

Nach einer schlaflosen Nacht, in der Blanche manchmal leise stöhnte und ich nur an die bevorstehende Begegnung mit Sforza dachte, machte ich mich schon in aller Frühe auf den Weg zum Wirtshaus unter dem Zeichen des Fisches.

Dort erfuhr ich jedoch zu meiner Enttäuschung, daß Enrico der Ohngesichtige immer noch nicht eingetroffen war. Ich wartete also geduldig den ganzen Tag auf seine Ankunft, denn ich wollte ihn unbedingt sehen und auch in Erfahrung bringen, in welchem Zimmer des Wirtshauses er schlafen würde.

Als der Abend gekommen war, war Enrico Sforza immer noch nicht erschienen. Die Tore der Stadt wurden für die Nacht geschlossen, und ich machte mich auf den Weg zurück zu Blanche. Mein Herz war aufgewühlt und voller böser Gedanken, denn ich hatte den ganzen Tag an nichts anderes als nur an den verfluchten Ritter und an meine Rache gedacht.

Als ich das Zimmer in der Herberge betrat, erschrak ich, denn Blanche lag immer noch auf ihrem Lager, so, wie ich sie am Morgen verlassen hatte. Sie stöhnte, und als ich ihre Stirn anfaßte, merkte ich, daß sie hohes Fieber hatte.

Ich erinnerte mich sogleich an die Fieberanfälle meiner Schwester, besorgte daher Wasser und kühlte so mit einem nassen Lappen ihre glühende Stirn. Das Fieber ließ bald ein wenig nach, und Blanche wachte auf.

»Wo warst du so lange, Philipp?« fragte sie mit schwacher Stimme.

»Ich habe auf Sforza gewartet, aber er ist nicht gekommen. Was ist aber mit dir geschehen, liebe Blanche?«

»Ich habe solche Schmerzen in der Wunde«, sagte sie. »Und es ist mir so schrecklich kalt. Ich dachte, du kommst nicht wieder.«

Ich küßte ihr glühendes Gesicht und sagte: »Nun bin ich da, liebe Blanche, und ich werde hierbleiben, bis es dir wieder gut geht. Sei ganz beruhigt!«

Im Herzen aber verfluchte ich mich, denn während Blanche dringend meine Hilfe gebraucht hatte, war ich vor dem Wirtshaus des Ohngesichtigen hin- und hergelaufen und hatte an ihre Verwundung gar nicht mehr gedacht.

»Komm, leg dich zu mir, Philipp«, bat mich Blanche. »Mir ist so fürchterlich kalt, als ob wir noch in den Bergen wären!«

Ich legte mich zu ihr und spürte, wie das Fieber in ihrem Körper wütete und wie ein Schüttelfrost nach dem anderen sie peinigte. So ging es die ganze Nacht hindurch, und am Morgen war das Fieber noch weiter gestiegen, und auch die Schmerzen in der Wunde nahmen zu.

Ich begann zum Allmächtigen zu beten, denn ich kannte zwar derartige Fieberanfälle von meiner Schwester Maria, aber niemals hatte sie dabei so schlimme Schmerzen gehabt wie Blanche.

Um die Mittagszeit ließ der Schüttelfrost nach, und Blanche fiel in einen tiefen Schlaf. Das Fieber jedoch hielt weiter an, ihr Atem ging schnell und stoßweise, und ich traute mich nicht, sie zu verlassen, um nach dem Ohngesichtigen zu schauen.

So verließ ich die Herberge an diesem Tag nicht mehr, und ich sollte sie auch an den nächsten Tagen nicht verlassen, denn schon am nächsten Morgen begannen die Schmerzen Blanche wieder derartig böse zu quälen, daß sie den ganzen Tag nur noch schrie und stöhnte.

Nun begann mir die Wunde Sorgen zu machen. Sie war zwar nicht groß, aber sie schien tief zu sein, und es floß jetzt Eiter aus ihr, und das in einem fort.

Angst erfaßte mich. Erst jetzt kam mir der Gedanke, den Wirt nach einem Arzt zu schicken, und ich gab ihm sehr viel Geld dafür, daß er mir den besten Arzt Mailands besorgte. Dieser kam jedoch erst zur Mittagszeit des nächsten Tages, und da hatten Blanche schon solche Krämpfe erfaßt, daß sich ihr Körper wie wild aufbäumte und sie ihre Zähne zusammenbiß, daß sie knirschten.

Der Arzt betrachtete die Wunde eingehend und schüttelte dann den Kopf. Er begann auf mich einzureden, ich verstand aber nichts. Er zeigte auf die Wunde, machte irgendwelche bedrohlichen Gebärden, schließlich kehrte er die Handflächen nach oben und zuckte mit der Schulter.

Nun verstand ich plötzlich.

»Sie darf nicht sterben!« rief ich. »Hier, du kannst mein ganzes Geld haben, nichts will ich für mich behalten, aber Blanche, meine

geliebte Blanche, darf nicht sterben!«

Der Arzt wollte mein Geld nicht, er gab es mir zurück. Statt dessen entnahm er seinem Arztbeutel ein weißes Pulver, mischte es mit Wasser und deutete mir an, daß ich Blanche nach und nach die Flüssigkeit einflößen sollte. Zum Abschied schlug er das Kreuzzeichen auf seiner Brust und kehrte noch einmal bedauernd die Hände nach oben.

So blieb ich mit meiner geliebten Blanche alleine, und es begannen die schlimmsten Stunden meines Lebens.

Ich flößte ihr vorsichtig die Flüssigkeit ein, und nach einer Weile ließen die Krämpfe nach, auch die Schmerzen, denn ihr Atem wurde ruhiger, und sie stöhnte nicht mehr.

Ich begann in meiner Angst inbrünstig zum Herrn zu beten. »Allmächtiger Gott im Himmel!« sprach ich. »Dein Wille geschehe auf Erden und im Himmel! Ich will nicht gegen Deine Vorsehung sprechen, aber erhalte mir bitte dieses Mädchen am Leben, denn ich habe nichts mehr auf der Welt, nur noch sie! Ich schwöre Dir, von jeder Rache gegen den Ohngesichtigen zu lassen, erhältst du mir nur dieses eine Leben, das ich mehr liebe als mein eigenes!«

Solche Gebete sprach ich die ganze Nacht hindurch, immer wieder, ohne Unterlaß. Nie zuvor hatte ich den Allmächtigen so angefleht wie in jener Nacht. Und nie zuvor hatte ich mich so für meine Torheit verflucht, denn immer schon hatte Blanche gegen meine Rache gesprochen, und nun lag sie hier in Mailand im Sterben, nur weil ich den ohngesichtigen Ritter in meiner blinden Wut hatte töten wollen.

Als der Morgen kam, schreckte ich aus meinen Gebeten hoch, denn Blanche stöhnte wieder leise.

»Blanche«, sprach ich zu ihr, »liebe Blanche, hörst du mich, geht es dir besser?«

Sie schlug die Augen auf, und ich erschrak – sie waren wie aus Glas.

»Blanche!« rief ich. »Du wirst wieder gesund, du wirst bald wieder tanzen, ein Arzt war hier …«

Ich verstummte. Blanches Augen waren offen, aber ihr Atem stockte, ganz wenig noch hob sich ihre Brust.

»Blanche!«

Ich sprang auf, ergriff sie unter den Armen und drückte sie ganz fest an mich.

»Blanche!« schrie ich wie von Sinnen. »Blanche! Du darfst nicht

sterben, du darfst es nicht!«

Aber Blanche atmete nicht mehr, still lag ihr leichter Körper in meinen Armen, und es war, als ob die Zeit aufgehört hätte.

Sünder vor dem Herrn

Als meine geliebte Blanche im kalten Monat November des Jahres 1212 in Mailand zu Grabe getragen wurde, wünschte ich mir nichts mehr als den Tod. Nun war ich vollkommen allein auf der Welt, alles war mir genommen, Maria, meine geliebte Schwester, Odo, mein Bruder, und nun auch Blanche. Wofür sollte ich noch leben?

Ich war völlig verzweifelt, und oft überkam mich ein ungeheurer Haß auf mich selbst, war doch Enrico der Ohngesichtige gar nicht zu dem Turnier erschienen, und kein Mensch wußte irgendwelche Nachrichten von ihm. Vergeblich waren also alle meine Rachepläne gewesen, und sie hatten nur das eine bewirkt: Blanche war tot.

O ich Narr, hätte ich doch auf sie gehört und den teuflischen Ritter für immer vergessen! So hatte die Rache an Sforza nur mich selbst getroffen, und ich hatte nun die Last der Sünde auf ewig zu tragen.

Tag und Nacht wälzte ich die schlimmsten Gedanken, und am liebsten hätte ich meinem Leben ein Ende gesetzt, wenn dies nicht die größte Todsünde vor dem Allmächtigen gewesen wäre. Ich erkannte zu meinem Entsetzen, daß ich seit meiner Flucht von Schattal stets dem Bösen gefolgt war und das Feuer der Hölle auf mich wartete.

So wurde mir klar, daß ich Buße zu tun hatte, und ich machte mich sogleich auf den Weg nach Genua, um den heiligen Kreuzzug einzuholen und im geheiligten Land von meinen Sünden befreit zu werden.

Aber der Winter machte alle meine Bemühungen zunichte. Er fiel über die Alpen auf Italien nieder, und das mit einer Strenge, die in diesem Land unbekannt war. Nachdem ich mich durch einige Orte in Richtung Genua tapfer durchgekämpft hatte, mußte ich schließlich Mitte Dezember aufgeben.

Der Zufall wollte, daß mich der Weg nach dem Kloster der Barmherzigen Brüder von Rezzo geführt hatte. Hier fand ich ein

Quartier und ein Auskommen über den strengen Winter, denn ich spielte den Barmherzigen Brüdern auf meiner Flöte Melodien aus dem Kaiserdom vor, die sie nicht kannten und an denen sie viel Freude hatten.

Dafür lernte ich von ihnen wiederum Lieder, die mir völlig neu waren. Sie klangen zwar genau so sanft wie meine, trotzdem aber waren sie ein wenig fröhlicher und hüpfender, was wohl überhaupt die italienische Art ist. Auch lernte ich mit der Zeit leidlich die italienische Sprache und konnte mich zwar nicht über alles, aber doch über einiges mit den Klosterbrüdern verständigen.

Das ruhige und geordnete Klosterleben, die einfachen, aber schmackhaften Speisen, die Musik und die vielen Gebete besänftigten nach und nach mein Gemüt. Meine Angst und meine Verzweiflung, mein Leben durch den Teufel verwirkt zu haben, wichen einer tiefen, aber reinigenden Trauer. Ich erkannte, daß mich der Allmächtige mit Absicht zu den Barmherzigen Brüdern geführt hatte, damit ich sie, wie Blanche es sich schon immer gewünscht hatte, in ihren Gebeten durch mein Flötenspiel unterstützte und so einer frommen Sache diente.

So kam der Mai des Jahres 1213. In diesem Monat geschah es, daß eines Tages eine Schar in armseligsten Lumpen gekleideter Kinder an die Tore des Klosters anklopfte und um ein Lager und Speisen bat.

Ich erkannte sie sofort, denn es waren Ritter Christi, die zusammen mit mir im heiligen Kreuzzug von Köln losgezogen waren, und es war auch der Peter darunter, den ich mit Odo schon vor Köln getroffen hatte. Ich sah mit einemmale den Marktplatz von Köln vor mir, und meine Brust durchfuhr ein wilder Schmerz.

»Was ist aus dem heiligen Kreuzzug geworden?« wollte ich sogleich wissen. »Wo ist der wundertätige Knabe, wo sind Ernoldus, Ulrich und Konrad? Hat sich das Meer geteilt, und seid ihr in der heiligen Stadt gewesen?«

Aber die Kinder schüttelten zu meinem Erstaunen nur traurig die Köpfe und berichteten mir dann von Geschehnissen, die ich zunächst nicht glauben wollte, deren Wahrhaftigkeit mir aber alle beim Allmächtigen im Himmel beschworen.

»Nachdem der Zug Genua endlich erreicht hatte«, erzählte Peter, »stürzten wir alle zum Meer, und der wundertätige Knabe begann zum Allmächtigen um das Wunder zu beten. Doch der Herr erhörte ihn nicht, die Wellen schlugen ungerührt ans Ufer, und das Wasser

teilte sich nicht. So war es auch am nächsten Tage und auch an allen folgenden – Nikolaus mochte beten, soviel er wollte, das Wunder geschah nicht!

Also sprach er eines Tages zu uns: ›Es müssen allzu große Sünder unter euch sein, daß uns der Herr das Wunder verweigert! Wahrlich, ich sage euch, wenn diese Sünder nicht freiwillig binnen dreier Tage den heiligen Zug verlassen haben, wird das Wunder nimmer geschehen und wir sind alle der Hölle!‹

So sprach der wundertätige Knabe, und sogleich schaute ein Ritter Christi den anderen an, und ein großes Mißtrauen kam über uns, denn jeder verdächtigte nun seinen Mitstreiter, er sei die Ursache für die Weigerung des Herrn, das Meer zu teilen. Ja, es kam sogar zu einer schlimmen Sünde, denn es wurde von einigen Wahnsinnigen ein Mädchen in den Fluten des Meeres ertränkt, weil es angeblich zu Köln eine Metze gewesen sein soll.

Nach drei Tagen schritt der wundertätige Knabe erneut zum Meer und betete. Doch nichts geschah, das Wunder blieb aus. Der Nikolaus fing wieder eine Rede an, doch keiner wollte ihm mehr zuhören, die Leute begannen zu murren!«

»Zu murren«, erzählte ein anderer Knabe weiter, »und über den wundertätigen Knaben zu spotten! ›Wo ist deine wundertätige Kraft?‹ riefen sie. ›Warum hört der Allmächtige nicht auf dich? Vielleicht speist er dich gar nicht vom Himmel, und du ißt und trinkst heimlich in deinem Zelt und bist der größte Sünder unter uns?‹

So riefen und spotteten die Leute, und siehe da, es kam der nächste Morgen, und wir fanden das Zelt des wundertätigen Knaben leer, auch seine Beschützer und Helfershelfer waren wie vom Erdboden verschwunden!«

»Nikolaus, der wundertätige Knabe, war geflohen?« fragte ich ungläubig.

»Ja, keiner hat ihn je wieder gesehen!«

Ich konnte es nicht fassen. Ich sah den wundertätigen Knaben noch vor mir, wie er glühend predigte und wie uns jedes seiner Worte mit großer Kraft erfüllte, und nun sollte er elendig geflohen sein, ohne das Wunder erwirkt zu haben?

»Vielleicht ist er mit seinen Beschützern und Helfershelfern in den Himmel gefahren und sitzt nun an der Seite des Herrn?« fragte ich.

»Nein«, Peter schüttelte den Kopf, »hätte der wundertätige Knabe sonst seine ganze Habe mitgenommen? Im Himmel braucht man

nichts Irdisches!«

Damit hatte er recht, auch wenn ich es nicht begreifen konnte.

Nun berichteten mir die anderen Kinder, daß ein Teil der Ritter Christi weitergezogen sei, um vielleicht mit Schiffen ins Gelobte Land zu gelangen. Ob dies aber gelungen sei, wußte keiner. Ein Teil habe sich auf den Rückweg gemacht, viele seien aber unterwegs gestorben.

»Wir hier«, erklärte Peter, »haben bei Bauern ein Unterkommen über den Winter gefunden, mußten uns aber zu harter Arbeit verdingen und wurden gehalten wie Sklaven. So verabredeten wir zu fliehen, was uns auch mit der Hilfe des Allmächtigen im Himmel gelungen ist!«

So erfuhr ich also von dem traurigen Ende des heiligen Kreuzzugs. Wie prachtvoll hatte er in Köln begonnen, und wie elendig war er an Hunger und Krankheit und schließlich an Verrat zugrunde gegangen! Der Mensch war anscheinend des Paradieses nicht würdig, denn hätte ihm sonst der Allmächtige das Wunder der Meeresteilung verweigert?

Peter und die anderen weilten noch einige Tage im Kloster und machten sich dann auf den Weg zurück in die Heimat. Ich jedoch blieb noch weiter bei den Barmherzigen Brüdern, denn ich fürchtete mich davor, die von Gebeten erfüllten Klostermauern zu verlassen. Immer noch war mein Herz mit Trauer erfüllt, und es kam vor, daß ich nachts aufwachte und die fürchterlichsten Gedanken gegen mich wälzte.

Erst nach und nach erlöste mich der Herr durch meine vielen Gebete und mein Flötenspiel von den Qualen, und Friede kehrte in mein Herz ein. Im August des Jahres 1214 verabschiedete ich mich dann von den Barmherzigen Brüdern und machte mich auf den Weg in die Heimat.

Ich ging über die Alpen, die nun im Sommer ihren ganzen Schrecken verloren hatten, bei deren Anblick ich dennoch ganz traurig wurde, und beschloß, als ich sie überquert hatte, von Kloster zu Kloster zu ziehen und den Klosterbrüdern meine Dienste als Flötenspieler anzubieten.

Dies tat ich dann auch viele Jahre hindurch, und bald war ich bei allen größeren Klöstern des Landes als Philipp der Pfeifer bekannt und beliebt und hatte überall mein freies Auskommen.

Das Spiegelein

So kam das Jahr des Herrn 1227. Ich weilte in diesem Jahr in dem Kloster zu Etresing und spielte dort den Brüdern nicht nur zum Gebet auf, sondern auch manchmal am Nachmittag zur Kurzweil. Da fiel mir auch schon mal ein lustigeres Liedchen ein, und es geschah des öfteren, daß die Brüder vergnügt in die Hände klatschten und manch einer von ihnen das Tanzbein zu schwingen begann. Das Kloster zu Etresing war überhaupt eines der fröhlichsten, und an manchen Tagen dachte ich still bei mir, daß es vielleicht so im Paradies des Herrn zugehen könnte.

So muß es denn wohl diese frohe Stimmung gewesen sein, die mich zum erstenmal seit vielen Jahren ein wenig vergnügter in die Vergangenheit schauen ließ. Ich sah nun nicht mehr immer nur die schlimmen Stunden meines Lebens, sondern erinnerte mich auch an die, die mich froh gemacht hatten.

Ich hörte meine geliebte Schwester Maria singen oder sah Odo fröhliche Späße machen, am liebsten waren mir aber die schönen Augenblicke, die mir Blanche geschenkt hatte. Immer noch konnte ich mich genau daran erinnern, wie sie tanzte, immer noch sah ich ihre blauen Augen und ihre schönen Hände, ja, es gab Augenblicke, da fühlte ich sogar ihre Hand in der meinen wie damals im heiligen Kreuzzug.

Im August des Jahres 1227 träumte ich eines Nachts plötzlich von Schattal. Ich sah die Hütten wieder, in denen ich meine Kindheit verbracht hatte, und den Berg, der uns die Sonne wegnahm. Als ich am Morgen aufwachte, spürte ich den unwiderstehlichen Drang, nach Schattal zu gehen und den Ort meiner Kindheit aufzusuchen.

Ich verabschiedete mich von den Brüdern, die mich erst gar nicht ziehen lassen wollten, und machte mich auf den Weg. Ich dachte viel an meine Kindertage zurück und fragte mich, ob mein Vater mich aufnehmen würde wie einen verlorenen Sohn und ob wir uns vor

dem Herrn aussöhnen würden.

Ich erreichte schließlich die Berge im fränkischen Land, über die ich einst mit Maria geflohen war, und sie kamen mir nach so vielen Jahren viel kleiner und harmloser vor als in jener verhängnisvollen Nacht. Mein Herz schlug in wilder Aufregung, als ich schließlich den Berg herabstieg, an dessen Fuß der Ort meiner Kindheit lag.

Wie enttäuscht war ich dann aber, als ich ihn endlich erreicht hatte! Schattal gab es nicht mehr. Ich fand nur noch die Reste von ein paar verfallenen Hütten vor, alles andere hatte der Wald vernichtet und mit Sträuchern und Bäumen überwuchert. Die Hütten, in denen ich meine Kindheit verbracht hatte, waren völlig vom Erdboden verschwunden, nichts gab es mehr, was ich wiedererkannt hätte.

Voller Trauer ließ ich mich auf einem umgefallenen Baumstamm nieder und sprach zum Herrn ein Gebet für meine Eltern und meine Schwestern und Brüder. Weder Vater noch Mutter noch irgendeines meiner Geschwister habe ich im Leben wiedergesehen, nichts weiß ich von ihrem Schicksal, und es wird mir wohl erst am Jüngsten Tage offenbart werden, was mit ihnen geschehen ist.

Noch vor Anbruch der Dunkelheit ging ich wieder über den Berg und beschloß, nach Etresing zurückzukehren, wo ich mir des Trostes der Brüder sicher sein konnte, deren Fröhlichkeit ich jetzt besonders brauchte.

Aber der Allmächtige hatte auch diesmal andere Absichten mit mir, denn er ließ mich an jenem Tage an die Pforten des Klosters der Armen Brüder zum Josefsfelsen anklopfen, wo ich um ein Lager für die Nacht bat und versprach, dafür auf meiner Flöte zu spielen.

Ich wurde gastfreundlich aufgenommen, zumal die Brüder von meinem Flötenspiel schon gehört hatten und mir gerne zuhören wollten. So blies ich denn auch am nächsten Tag die Flöte, und mein Spiel gefiel den Brüdern derart, daß mich ihr Abt, der Bruder Alderich, inständig bat, nicht gleich weiterzuziehen, sondern noch ein paar Tage zu bleiben. Ich hätte es mir vielleicht anders überlegt, aber draußen hatte Regen eingesetzt, und so war ich schließlich froh, als man mich noch nicht gehen lassen wollte.

Bruder Alderich ergötzte sich an meinem Flötenspiel mehr als alle anderen Brüder, und wenn es nach seinen Wünschen gegangen wäre, so hätte ich von der Morgenandacht bis zur Vesper ohne Unterlaß spielen müssen. Er wollte auch sogleich von mir wissen, wer mich das Flötenspiel gelehrt habe, und er war sehr erstaunt, als ich ihm

sagte, daß ich es selbst gewesen sei.

»Das ist ein Beweis der Gnade Gottes«, sagte er daraufhin, »der manche Menschen dazu auserwählt, mit ihrer Kunstfertigkeit andere Menschen glücklich zu machen!«

»Ja, Bruder Alderich«, erwiderte ich darauf, »aber ist es eine Gnade Gottes, daß er den so Auserwählten auch so viel Leid zukommen läßt? Nicht immer bin ich froh gestimmt, wenn ich die Flöte spiele, denn du mußt wissen, daß mich viele meiner Melodien an Menschen erinnern, die ich sehr geliebt habe und die den Tod gefunden haben!«

Daraufhin wollte Bruder Alderich mehr über mich wissen, und ich erzählte ihm einiges.

»Du hast wirklich viel Leid erfahren«, sagte er, nachdem ich geendet hatte. »Ich kann dich trösten, aber ich kann nicht die Ratschlüsse Gottes beurteilen, denn dazu bin ich zu gering. Ich bin jedoch sicher, daß der Herr dir dein Leid am Jüngsten Tage tausendfach vergelten wird, und du wirst ihn lobpreisen. Bis dahin solltest du aber die Menschen und die Engel mit deiner Musik erfreuen, und ich hätte auch noch eine andere Bitte an dich!«

»Lasse deine Bitte hören!«

»Nun gut. Du könntest mich das Flötenspiel lehren. Ich wäre bestimmt ein fleißiger Schüler und froh, einen solchen Meister zum Lehrer zu haben!«

Diese Worte schmeichelten mir, und ich willigte gerne ein. Noch am gleichen Tage mußte ich eine Flöte für den Abt schnitzen, und er lernte auch sogleich das erste einfache Lied.

Tag für Tag ließ er sich nun von mir im Flötenspiel unterweisen, und es dauerte nicht lange, da konnten wir das eine oder andere Lied ohne viele falsche Töne zusammen spielen und hatten viel Vergnügen miteinander.

Doch dann kam der September und mit ihm der Tag, an dem alles anders werden sollte.

An diesem Tag, ich spielte gerade zur Abendstunde den Brüdern vor, flog plötzlich die Tür auf, und ein Bruder betrat hastigen Schrittes den Raum.

»Bruder Alderich«, wandte er sich sogleich an den Abt, »vor dem Tor steht ein Ritter mit seinen Leuten und verlangt Einlaß ins Kloster!«

Unter den Brüdern entstand Unruhe, denn man wußte nicht, ob der Ritter in friedlicher Absicht gekommen war, oder ob er, wie schon

geschehen, mit Gewalt die Herausgabe von Vorräten erzwingen wollte.

Fackeln wurden angezündet, und alle Versammelten eilten mit dem Abt zum Tor, um im Falle einer Gefahr das Kloster zu verteidigen.

Der Abt bestieg über eine Leiter die Mauer und fragte, wer und mit welcher Absicht Einlaß in das Kloster begehre. Da erklang zu meiner großen Überraschung eine mir gut bekannte Stimme, denn es war kein anderer als der Ritter Hugo von der Kien, der vor den Mauern des Klosters stand.

»Dein Name ist mir wohlbekannt«, sagte der Abt, »aber erkläre mir vorher den Grund deines Kommens!«

»Ich führe hier auf dem Pferd einen Ritter mit«, sprach Hugo von der Kien, »der mir wegen eines alten Streits aufgelauert und mich mit seinen Leuten ohne jede Vorwarnung aus dem Hinterhalt angegriffen hat. Ich habe mit Gottes Beistand den Kampf gewonnen, der Ritter aber ist übel zugerichtet. Ich bezahle Euch gutes Geld, wenn ihr ihn aufnehmt und pflegt. Es steht um ihn nicht gut, er wird bald sterben, und er sollte nach meinem Wunsch seine letzten Stunden an einem frommen Ort verbringen, zumal er einstmals mein Freund war und an meiner Seite für die Befreiung des Grabes Christi tapfer gekämpft hat!«

Als der Ritter diese Worte gesprochen hatte, schlug mein Herz bange auf, und eine dunkle Ahnung beschlich mich. Ich umklammerte fest meine Flöte und trat unwillkürlich ein paar Schritte hinter die Brüder zurück.

Nun wurde das Tor auf Befehl des Abtes geöffnet. Vom Regen durchnäßt und von dem schweren Kampf ermüdet, betrat langsamen Schrittes Hugo von der Kien den Klostervorhof. Ihm folgte, am lockeren Zügel geführt, sein Pferd, auf dem der Körper des schwer verwundeten Ritters mit einem Seil festgebunden war.

»Bindet den Verwundeten vorsichtig los«, sagte Bruder Alderich, »und tragt ihn in die Pflegezelle!«

Drei der Mönche machten sich sogleich an dem Pferd zu schaffen und banden den Ritter los. Dann hoben sie ihn vorsichtig herunter und legten ihn auf eine Bahre, die eiligst herbeigeschafft worden war.

»Seid mit Euren Leuten unser Gast«, sagte Bruder Alderich. »Die Nacht bricht bald ein, Ihr könnt bei Tage Eure Reise fortsetzen.«

»Das wird nicht möglich sein«, antwortete Hugo von der Kien. »Schon zur Mittagszeit sollten wir in Nürnberg sein, ich werde dort

dringend erwartet. Kaiser Friedrich hat zu einem neuen Kreuzzug aufgerufen, der soll mir zur heiligen Pflicht werden!«

»Habt Ihr denn gute Führer dabei? Der Himmel ist mit Wolken bedeckt, und die Nacht wird dunkel werden!«

»Es sind ortskundige Leute in meinem Gefolge. Sie werden uns sicher führen!«

»Euer Wille geschehe!« sagte darauf Bruder Alderich. »Wenn Ihr Euch beeilt, dann könnt Ihr Nürnberg noch vor Mitternacht erreichen. Hoffentlich öffnet man Euch dort noch zu so später Zeit die Tore!«

»Da man mich erwartet, wird dies der Fall sein!«

»Gewiß! Aber dann sagt mir wenigstens, wie der Name des Ritters ist, der Euch so hinterhältig angegriffen hat, und welchen Grund es für sein unwürdiges Verhalten gab«, sagte der Abt.

Hugo von der Kien begann ihm sogleich zu antworten, aber ich hörte seine Worte nicht mehr. Nur einen Schritt von mir entfernt hatten soeben die besorgten Brüder den Verwundeten an mir vorbeigetragen, und ich hatte den Ritter erkannt. Es war Enrico Sforza.

Sein Gesicht war grausam zerschlagen, voller Wunden und ganz geschwollen. Er sah fürchterlicher und teuflischer aus als je zuvor. Die Augen waren ihm so aus dem Kopf getreten, daß er sie nicht mehr vollständig schließen konnte und sie halb geöffnet hielt.

Dies erblickte ich, während er an mir vorbeigetragen wurde, und innerhalb eines einzigen Augenaufschlags war meine Ruhe zerbrochen, in meiner Brust wütete der Schmerz, und meine Gedanken waren dem Wahn nahe.

Ich stürzte mich in die Zelle, die mir die Brüder gastfreundlich überlassen hatten, und warf mich auf mein Lager. Der ohngesichtige Teufel, der meine geliebte Schwester Maria so grausam in den Tod getrieben hatte, war in meine Hände gefallen! Ich erblickte Maria in Gedanken und sah plötzlich ganz deutlich, wie sie die verruchten Gesellen des Sforza mit Gewalt festhielten und der Teufel in Menschengestalt ihr die Augen mit einem Dolch ausstach. O wie schrie sie vor Schmerz, wie tief stürzte sie in eine blinde Dunkelheit!

Blanche, meine geliebte Blanche! Auch dich sah ich, wie du in Mailand elendig zugrunde gingst, geschwächt vom Fieber und geschüttelt vom Wundstarrkrampf. Hätten wir je diese Stadt betreten, wenn es nicht den verfluchten Sforza gegeben hätte? Nach Genua

wären wir mit den anderen gezogen, und du wärst heute noch am Leben!

Bei diesen Gedanken erfaßte mich eine solch rasende Wut auf den Sforza, daß ich am ganzen Körper zitterte und Mühe hatte, Herr meiner selbst zu werden.

Die ganze Nacht verbrachte ich im wachen Zustand, und als der Morgen kam, fieberte ich am ganzen Körper und konnte kaum die Stunde erwarten, in der mir der Teufel in Menschengestalt für seine Untaten büßen sollte.

Als die Morgenandacht kam, mußte ich alle meine Kräfte sammeln, um mir nichts anmerken zu lassen und meine Flöte wie immer zu spielen. Ohne Unterlaß tauchte das verhaßte Teufelsgesicht vor meinen Augen auf, und ich sah mich in seine Augen stechen, hörte mich rufen, daß die Stunde meiner Rache gekommen sei!

Sofort nach Ende der Andacht begab ich mich in meine Zelle. Dort hatte ich schon meine wenigen Habseligkeiten zusammengebündelt unter mein Lager geschoben, denn es war klar, daß ich nach meiner Rache sofort fliehen mußte. Ich entnahm dem Bündel meinen Dolch, den ich bis jetzt immer nur zum Essen oder Schnitzen verwandt hatte, und machte mich auf den Weg zu Enrico Sforza.

Ich schloß leise die Tür der Pflegezelle auf und betrat den Raum. Der Ohngesichtige lag regungslos auf seinem Lager, nur am leichten Heben und Senken seines Brustkorbes konnte man sehen, daß er noch lebte. Ich umklammerte den Dolch fester und trat näher an ihn heran.

»Enrico Sforza! Ich bin es, Philipp der Pfeifer«, sagte ich. »Du kennst mich aber nicht unter diesem Namen, und deshalb will ich dir sagen, daß ich der Bruder des unschuldigen Mädchens bin, dem du vor fünfzehn Jahren elendig die Augen ausgestochen hast. Meine Schwester hat sich vor Verzweiflung das Leben genommen, so sehr hast du sie geschunden! Und dafür sollst du jetzt büßen, dafür werde ich dir jetzt deine Teufelsaugen ausstechen und diesen Dolch hier in dein Herz jagen, damit du endlich in das Feuer der Hölle fährst!«

So sprach ich zu dem verhaßten Ritter, und ich dachte, er läge in einer solchen Ohnmacht, daß er mich nicht mehr hören könnte. Plötzlich jedoch bewegten sich seine drachenähnlichen Augen, und er sah mich an. Sein Blick war so fürchterlich, daß ich ihm nicht standhalten konnte und zur Seite wegschauen mußte.

Da entwich meiner Brust ein Aufschrei! Ich erblickte neben dem

Lager von Sforza, unter seinen Habseligkeiten auf einem Schemel liegend, den Spiegel, den er mir vor Batzdorf mit meiner anderen Habe abgenommen hatte!

Mit bebenden Händen ergriff ich das Spiegelein und schaute hinein. Als ich das letztemal dort hineingeschaut hatte, war ich sechzehn Jahre alt gewesen, und ich hatte ein Jünglingsgesicht vor mir gehabt. Nun erblickte ich das gealterte Gesicht eines Zweiunddreißigjährigen. Zerfurcht war es durch Falten und größtenteils versteckt hinter einem dichten, schwarzen Bart.

Aber wie zu jenen Tagen in Frankfurt glühte in meinen Augen der Haß, denn nichts war vergessen, alles Leid hatte mich mit einem Schlag eingeholt, und ich wußte jetzt, daß der Allmächtige für mich den Augenblick der Rache hatte kommen lassen.

Ich steckte das Spiegelein ein, die Zeit drängte! Hastig schlug ich das Zeichen des Kreuzes auf meiner Brust und griff zum Dolch. Ich führte ihn zu den Augen des Ohngesichtigen, die mich immer noch teuflisch anstarrten, und wollte zustechen.

Aber während meine Hände schon zum Töten bereit waren, während ich schon das Blut fließen und den ohngesichtigen Teufel seinen letzten Atemzug aushauchen sah, flohen mit einemmale meine Gedanken zu dem Spiegel in meiner Rocktasche, den ich so unverhofft wiedergewonnen hatte. Und ganz aus der Ferne, jedoch deutlich und völlig klar, vernahm ich plötzlich die Stimme meiner geliebten Schwester Maria in mir!

»Es ist eine schwere Sünde vor dem Herrn!« hörte ich sie sprechen. »Sein ist die Rache, Bruder, und er hat deine Hände nicht zum Töten erschaffen!«

So sprach die Stimme meiner geliebten Schwester in mir, und ihre Worte hatten einen seltsamen Klang, als ob sie gesungen wären, gesungen wie die Lieder in jenen Kindertagen in Schattal, als wir noch bei Vater und Mutter waren und meine Schwester mich trösten wollte.

Und es geschah weiter, daß sich die Stimme meiner Schwester seltsam mit der Stimme meiner geliebten Blanche vermischte, als sie vor den Alpen die Worte zu mir sprach: »Du solltest deine Flöte blasen und die Engel mit deiner Musik erfreuen!«

Diese Worte, diesen Klang hörte ich mit einemmal in mir, und aus meinem rachegefüllten Herzen entwich jede Kraft. Ich konnte auf einmal nicht mehr zustechen, der Dolch glitt mir aus den Händen, ich

sank, am ganzen Körper zitternd, auf die Knie und rief verzweifelt: »O Herr, warum läßt du mich nicht Rache nehmen?«

Dann verließen mich im Wahn die Sinne, und ich spürte noch, wie ich in eine schmerzvolle Dunkelheit versank. Auf dem Boden liegend, fand mich der Bruder Alderich, der über dem schwerverletzten Ritter nach der Andacht ein Gebet sprechen wollte.

Als ich in den Armen des Bruders wieder aus der Ohnmacht erwachte, wußte ich weder meinen Namen, noch woher ich kam. Stumpfen Auges schaute ich in das Licht des Tages, alles sehend und doch nichts verstehend.

An Bruder Alderich

Ich danke Dir, Bruder Alderich, daß Du und Deine Mönchsbrüder mich so aufopferungsvoll gepflegt haben. Ich danke Dir, daß Du betend mit mir den Tag verbracht hast, an dem Enrico Sforza, wider alles Erwarten gesundet und bei vollen Kräften, das Kloster verließ, ohne ein Wort mit mir gesprochen zu haben. Wärest Du zu dieser Stunde nicht bei mir gewesen, ich wäre vollends dem Wahn verfallen!

Ich danke Dir dafür, daß Du mich die Schrift gelehrt hast, mit der ich all mein Leid niederschreiben konnte. Ich danke Dir für die unendliche Geduld, die Du mit mir hattest, und für den Trost, den Du mir immer zu spenden wußtest. Dafür bedanke ich mich mit einem Lied auf meiner Flöte, wie ich es im Kaiserdom zu Mainz gehört habe.

Aber Du darfst mir auch nicht zürnen, wenn ich manchmal ein lustigeres Liedchen für meine geliebte Blanche spiele, wenn sie hier in meiner Zelle erscheint. Es freut mich der Anblick ihrer schönen Arme und ihres zarten Fußes, wenn sie für mich tanzt. Auch schaue ich ihr gerne in die blauen Augen!

Wo ist meine Flöte? Auf der will ich ihr jetzt spielen, damit mein Herz wieder fröhlicher wird und das Lächeln auf mein Gesicht zurückkehrt!

O Bruder Alderich, ich weiß es von Dir: Im Himmel gibt es eine Blumenwiese, auf der die Engel mit den Menschen weinen!